

Dahem

Ein deutsches Familienblatt.

38. Jahrgang * vom Oktober 1901 bis dahin 1902. * * * Ausgegeben am 5. April 1902 * Nr. 27.

Aus der Zeit — für die Zeit. Illustrierte Rundschau.



Prinz Mirko von Montenegro, zu seiner Verlobung mit einer Verwandten des serbischen Königshauses.

Zur Verlobung des Prinzen Mirko von Montenegro. Die Verlobung des zweitältesten Sohnes des Fürsten von Montenegro, des Prinzen Mirko, mit dem Fräulein Natalie Konstantinowitsch, ist in der Presse als ein Ereignis von politischer Bedeutung vermerkt worden. Angefichts der kinderlosen Ehe des Königs Alexander und der ferneren Thatssache, daß kein direkter männlicher Verwandter des Königs vorhanden ist, der zur Thronfolge berufen wäre, erscheint der Prinz aus den schwarzen Bergen mit dieser Verlobung vielen als ein zutreffiger Kandidat für den serbischen Thron, denn Fräulein Natalie Konstantinowitsch ist allerdings mit dem in Serbien regierenden Hause Obrenowitsch verwandt. Die Konstantinowitsch sind die einzigen legitimen väterlichen Blutsverwandten des Königs von Serbien, da sie durch Anna Obrenowitsch ebenfalls von dem Urgroßvater

Alexanders, Jisrīm Obrenowitsch, dem Bruder des alten Fürsten Milosch, abstammen. Wenn sich so für Prinz Mirko in der That eine gewisse Anwartschaft auf den serbischen Thron durch das Fräulein Konstantinowitsch ergiebt, so steht dem aber doch wieder entgegen, daß die Braut noch einen sehr rüftigen Vater und einen älteren Bruder hat, und daß kaum anzunehmen ist, daß diese zu Gunsten ihres Schwagers ihrerseits auf die Thronkandidatur verzichten werden.

Indessen in Serbien kann man ja nicht wissen, was sich noch eines schönen Tages ereignet, und vielleicht weiß der kluge Familienpolitiker in den schwarzen Bergen, Fürst Nikolaus, auch diesmal recht gut, warum er seinen Sohn diese Verbindung hat eingehen lassen. Seine intime Freundschaft mit dem Herrscher aller Reichen, die bekanntlich in der serbischen Politik eine gewichtige Rolle spielen, bietet ihm vielleicht auch hier manch Aussicht, von denen die



Der deutsche Kronprinz beim Offizierkorps der Kaiser-Ulanen in Bamberg.
Aufnahme von A. u. G. Uhlenhuth, Coburg.



Maler Fedor Flinzer, zum 70. Geburtstag.

Welt bisher noch nichts weiß. Und bisher hat ja der Fürst mit seiner Heiratspolitik eine recht glückliche Hand gezeigt, die auf ihn den alten prophetischen Spruch über das Haus Habsburg anzuwenden gestattet: Bella gerant alii — tu felix Austria nube!

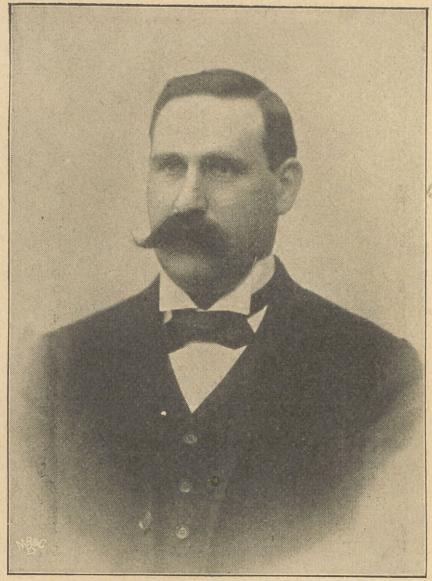
* * *

Kronprinz Wilhelm in Bamberg. Auf seiner fürzlichen Durchreise durch Bayern hat der deutsch-Kronprinz sich auch in Bamberg aufgehalten und ist dort Guest des Offizierkorps der Kaiser-Ulanen, des Kgl. Bayerischen 1. Ulanen-Regiments, gewesen, dessen Inhaber sein Vater, Kaiser Wilhelm, und dem er selbst à la suite gestellt ist. Unser Bild zeigt den Kronprinz

in der Uniform des Regiments. Rechts von ihm (4) sitzt der Kommandeur des Regiments Oberstleutnant Bouhler, links vom Kronprinzen, ihm zunächst, (2) Prinz Rupprecht von Bayern und (3) Gen.-Major Kreß von Kressenstein.

* * *

Fedor Flinzer z. 70. Geburtstage. In vollster geistiger und körperlicher Müdigkeit und Frische beginn gestern, am 4. April, der Leipziger Maler Fedor Flinzer seinen siebzigsten Geburtstag. Sowohl als Zeichenlehrer wie als Bilderbuchmaler hat er sich einen bedeutenden Namen gemacht. Für seine Bedeutung als Methodiker auf dem Gebiete des Zeichenunterrichts zeugen seine Lehrbücher und Fachschriften, hunderte von unter ihm gebildeten Lehrern und viele tausende von Schülern; als Bilderbuchmaler ist er Eltern und Kindern im weiten deutschen Lande lieb und vertraut. Wer kennt nicht "König Nobel", den "Tierstruelpeter", "Kater Murr's Tagebuch", "Die Puppeninsel", "Den Jugendbrunnen" oder "Wie die Tiere Soldaten werden wollten"? Die Liste setze sich seiterlang fortsetzen, denn seiner Bücher sind nahezu hundert. Wer aber auch nur eines davon kennt, vergift nicht wieder diese kostlich natürlichen wiedergegebenen Tiere in menschlichen Gewändern und mit allen menschlichen Eigentümlichkeiten, wie sie hier ein wunderbar scharf beobachtendes Künstlerauge aufzufassen, eine wunderbar sichere Künstlerhand festzuhalten verstanden hat. Die Frische, Natürlichkeit, der gesunde Humor und die Virtuosität der Darstellung sichern seinen Blättern einen Wert, den die Jugendbilderbücher leider nur selten zu haben pflegen. So ist er denn auch mit Recht ein lieber Freund der deutschen Familie geworden. Und immer noch, trotz seiner 70 Jahre, schafft der Fleißige, Unermüdliche als Lehrer wie als Künstler. Sicherlich werden



Orthopäde Prof. Dr. Hoffa, nach Berlin berufen. Aufn. v. G. Glock, Würzburg.

jetzt, anlässlich seines Ehrentages, Eltern wie Kinder voll Dankes des wackeren Jubilars gedenken, dem wir von Herzen einen heiteren, schönen Lebensabend wünschen.

* * *

Professor Dr. Hoffa. Eine Autorität ersten Ranges auf dem Gebiete der orthopädischen Chirurgie ist Universitätsprofessor Dr. Albert Hoffa in Würzburg, der jüngst einen Ruf an die Hochschule Berlin erhielt. Geradezu bahnbrechend wurde seine Behandlungsweise der angeborenen Hüftgelenkerkrankungen, und viele tausende hinkender Kinder danken ihre



Schlusscene aus dem Ostermärchen „Frau Anne“ von Marx Möller, aufgeführt im Kgl. Schauspielhaus zu Berlin.
Aufnahme von Zander & Labisch, Berlin.



Über der Enthüllung des Monuments von Prof. Liphsus am 22. März in Düren im Rheinlande.
Aufnahme von Engen Jacobi, Fotograph, Mönch.

normale Gestalt der von Professor Hoffa erfundenen Operationsmethode. Auch die rationelle Behandlung der Verkrümmungen des Rückgrates, der tuberkulösen Wirbelsäulenentzündungen, des Plattfußes etc. bewies der unermüdlich thätige Forcher auf neue Wege und erreichte durch seine verschiedenen, geradezu verblüffenden Operationen bei Fachgenossen und Patienten allgemeine Bewunderung. Die Ergebnisse seiner Forschungen und Erfahrungen auf den angegebenen und noch vielen damit verwandten Krankheitsgebieten hat Professor Hoffa in zahlreichen, höchst instruktiven Publikationen — mehr denn 80 an Zahl — niedergelegt.



Justiz-Rat Stroever, Ober-Bürgermeister von Meß.

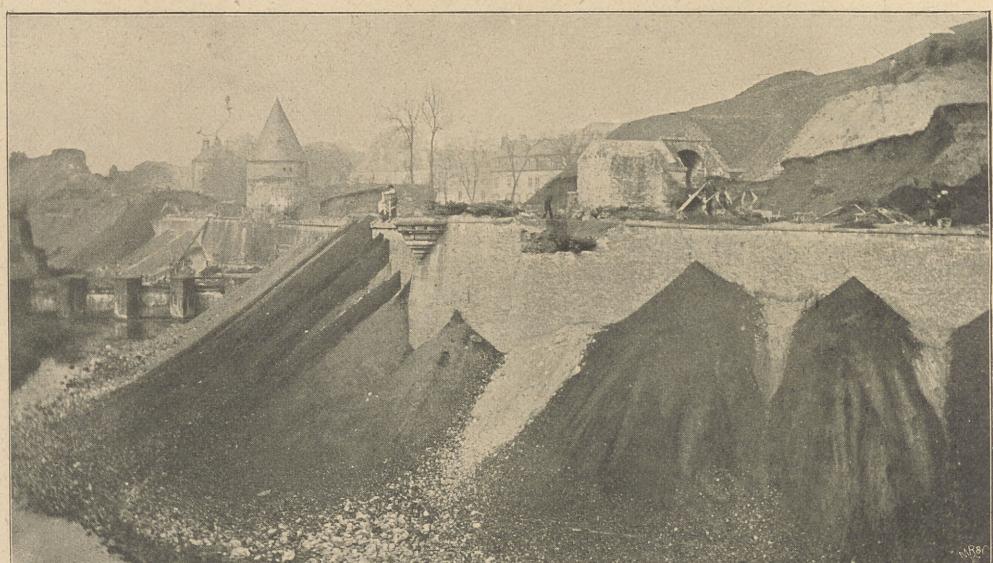


Gen.-Lt. Stoeger, Kommandant von Meß.
Aufnahme von Eug. Jacobi, Hofphot., Meß.

Von der ersten Aufführung des Ostermärchens „Frau Anne“. Am Palmsonntag hat die erste Aufführung des neuesten dramatischen Werkes von Max Möller stattgefunden, der als Verfasser der romantisch-symphonischen Bühnendichtungen „der Totentanz“ und „Johannisnacht“ bekannt geworden ist. Auch das neueste Werk, das Ostermärchen, „Frau Anne“, bewegt sich in demselben phantastisch-traumhaften Vorstellungskreise. Es ist, seinem Grundgedanken nach, unsern Lefern übrigens bereits bekannt, da der Dichter den Stoff zuerst in Form eines epischen Gedichtes „Geschichte von Frau Anne und ihrem Kinde“ bearbeitet hat, das das Daheim in Nr. 5 seines 35. Jahrgangs veröffentlicht hat. Das dichterisch fein empfundene Märchenstück, das zarte und innige Stimmungen in dem Zuschauer loslässt, führt Frau Anne in Gestalt einer Königin vor, die ihr über Alles geliebtes Kind verliert, die aber in ihrem verzweiflungsvollen Schmerz dadurch getröstet wird, daß sie, dank einer

Vision, belehrt wird, durch Wohlthaten an bedürftigen fremden Kindern ihren toten Liebling gewissermaßen neu auferstehen zu lassen, ihre Mutterliebe auf ihr ganzes Volk auszudehnen. Unser Bild zeigt die Szene,

deutsche Herrschaft sich um rund 13 000 Einwohner vermehrt hat, also jetzt an 52 000 Seelen zählt. Nach längeren Verhandlungen hat erfreulicher Weise die Militärbehörde dem, einem dringenden Bedürfnis



Stand der Arbeiten an der südlichen Stadtseite im März d. J.



Blossgelegter Minengang von der Belagerung durch Kaiser Karl V. (1552).

Von den Arbeiten zur Erweiterung des Stadtbezirks von Meß.

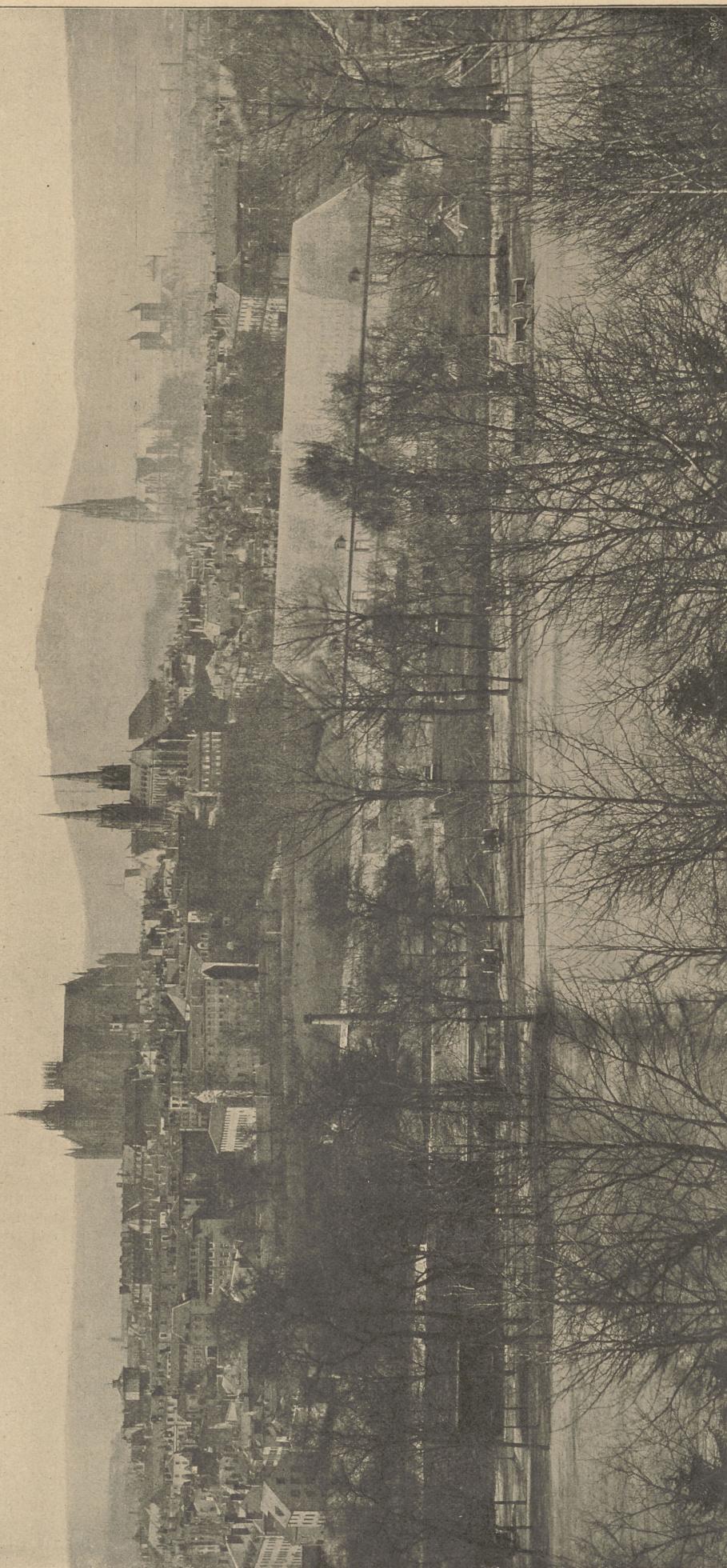
Aufnahmen von Eug. Jacobi, Hofphot., Meß.

wo ein der Königin treu ergebener Mönch ihr mit warmherzigen Worten diese neue trostreiche Auffassung von ihrem Leben verschafft.

* * *

Zu den Erweiterungsbauden der Stadt Meß. Wie nur natürlich, besteht in allen Festungsstädten ein Widerstreit zwischen den militärischen und wirtschaftlichen Interessen, der sich namentlich da besonders fühlbar macht, wo ein frisches Aufblühen von Handel und Gewerbe eine Erweiterung des städtischen Weichbildes wünschenswert erscheinen läßt. In dieser Lage befindet sich auch die Stadt Meß, welche seit der Rückkehr unter

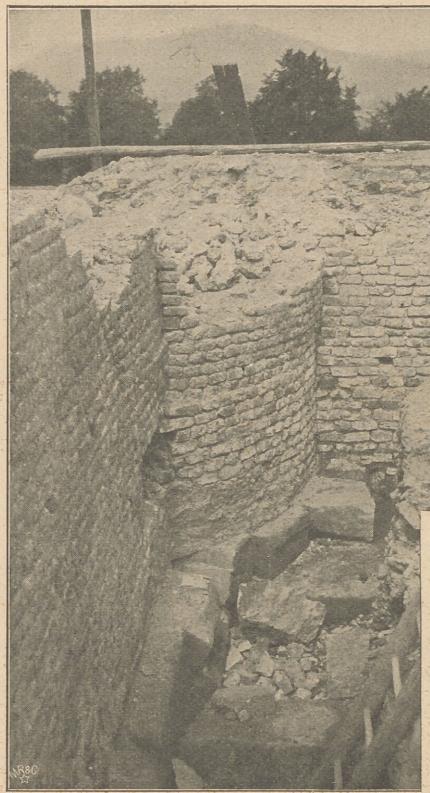
und der Fürsorge für das öffentliche Wohl entspringenden Wunsch der Stadtgemeinde nachgegeben und so die Genehmigung zu den geplanten Erweiterungsbauden ihrerseits erteilt, die nunmehr schon stark in Angriff genommen sind und von denen wir unseren Lesern einige interessante Aufnahmen neben den Porträts der beiden Männer zeigen, welche an der Spitze der militärischen und städtischen Behörden in Meß stehen. Es sind dies der Ober-Bürgermeister Stroever und der Gouverneur Gen.-Lt. Stoeger, den der Kaiser unlängst dadurch ausgezeichnet hat, daß er ihm den Rang eines kommandierenden Generals verliehen hat. Louis Stoeger wurde geboren den 1. August 1842 zu Römhild im Herzogtum Meiningen. Er trat nach Ablegung der Abiturienten-Prüfung 1861 in das Sachsen-Meiningische Infanterie-Regiment ein und wurde 1862 zum Offizier befördert. Noch als meiningischer Offizier nahm er 1866 am Mainfeldzug teil, trat aber im nächsten Jahr in preußische Dienste über. Den Feldzug 1870/71 machte er als Premier-



Von den Arbeiten zur Erweiterung des Stadtbüros von Meiss: Panorama der Stadt Meiss, von der Seite aus gesehen.

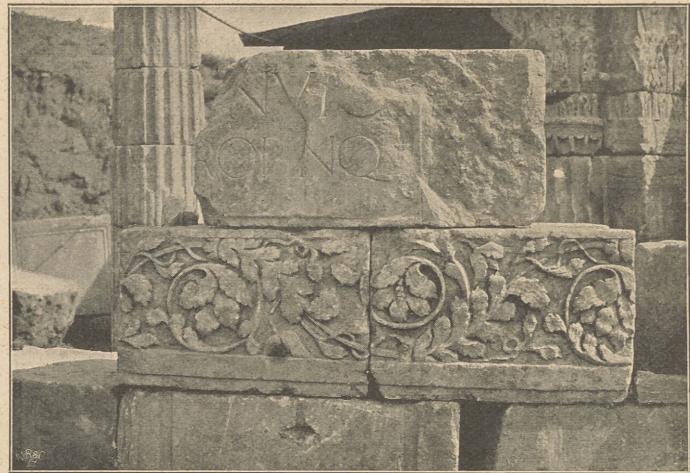
Aufnahme von Eng. Jacobi, Fotógraph in Meiss.

leutnant im Infanterieregiment Nr. 51 mit. Er fand dann von 1874 bis 1879 als Lehrer an der Kriegsschule in Kassel Verwendung und wurde im Jahre 1881 in den Großen Generalstab versetzt, dem er bis 1891 an-



Blos gelegte Überreste der alten römischen Befestigung am Citadellenthor.

gehörte, die letzten drei Jahre hier von als Abteilungschef. Von 1891 bis 1894 war er Kommandeur des Infanterieregiments Nr. 32, von 1894 bis 1898 Kommandeur der 31. Infanteriebrigade und 1898 erhielt er die 30. Division, bis er 1901 zum Gouverneur von Metz ernannt wurde. — Die Arbeiten zur Stadterweiterung beanspruchen ein besonderes Interesse insofern, als ihnen z. T. eine Anzahl alter historischer Befestigungsarbeiten



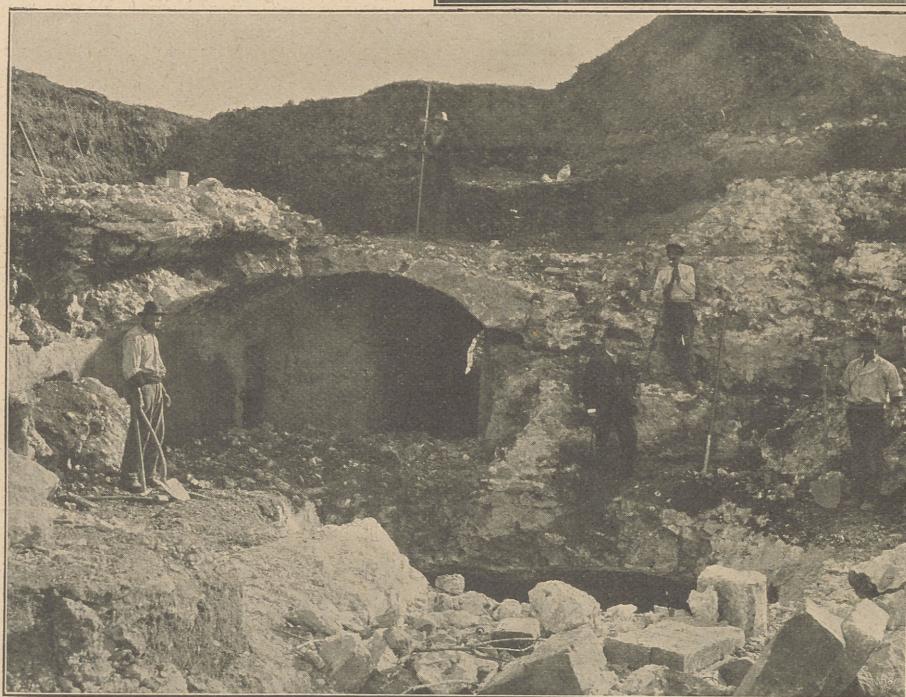
Ausgegrabene Steinfund aus der Römerzeit.

wie z. B. der untenstehend abgebildete Höllenturm zum Opfer fallen, wie auch andererseits dabei eine Reihe höchst wertvoller geschichtlicher

wieder bloßgelegt worden sind. Aber unter der römischen Herrschaft hat in Metz auch die Kunst geblüht. Das beweisen die dort erhaltenen, jetzt ebenfalls ans Tageslicht gekommenen schönen Skulpturen- und Archi-



Kaiser Wilhelm und Gen.-Oberst Gf. Hässeler bei der Besichtigung der Erweiterungsarbeiten und der Funde.



Der jetzt abgebrochene Höllenturm, das älteste mittelalterliche Bollwerk der Stadt.

Von den Arbeiten zur Erweiterung des Stadtbezirks von Metz. Aufnahmen von Eug. Jacobi, Hofphotograph in Metz.

tekturen, von denen wir auch eine kleine Probe zeigen. Die wichtige Rolle, die Metz später unter den Karolingern und überhaupt im ganzen Mittelalter in der deutschen Geschichte gespielt hat, ist ja allgemein bekannt. Schon im Jahre 870 wurde es eine freie deutsche Reichsstadt und blieb es, bis es 1552 durch Verrat einiger seiner Patrizier an Frankreich fiel und 1648 förmlich abgetreten wurde. Zwar versuchte Kaiser Karl V. durch eine Belagerung vom 19. Oktober 1552 bis zum 1. Januar 1553 die alte deutsche Stadt dem Reiche wieder zurückzugewinnen, einen aus jener Zeit stammenden, jetzt bloßgelegten Minengang zeigt unser Bild, jedoch vergebens. Die stark befestigte und tapfer verteidigte Stadt widerstand seinem eisernen Werben, so daß bald in deutschen Landen, unter Bezugnahme auch auf den gleichen Fall mit Magdeburg, der Spottvers herumlief: "Die Metz und die Magd haben dem Kaiser den Tanz ver sagt!" Erst über drei Jahrhunderte später ist Metz wieder den Deutschen zugefallen; nun aber, so Gott will, für alle Zeiten!

* * *

Frauen-Daheim.

Wohin Du gehst mit starkem Jugendschritt
Da geht, oft kaum bemerkt, die Hoffnung mit.

Im Alter wird durch alle Herrlichkeiten
Dich leise Wehmut zarten Schritts begleiten.



Eingangsportal mit Pförtnerhäuschen.



Waisenhäuser mit Kinderpielplatz.

Die Hoffbauer-Stiftung zu Hermannswerder bei Potsdam.

(Mit 4 Abbildungen.)

Am 15. Oktober v. J. ist ein Liebeswerk ins Leben getreten, das jahrelang auf das sorgsamste vorbereitet und bis in alle Einzelheiten hinein eingerichtet worden ist: die Hoffbauer-Stiftung zu Hermannswerder bei Potsdam. Der verewigte Geheime Kommerzienrat Hoffbauer zu Potsdam hatte noch zu seinen Lebzeiten den Wunsch, in Potsdam selbst oder doch in der Nähe dieser Stadt Anstalten eröffnet zu sehen, durch welche den Kranken und Schwachen in der Menschheit Hilfe gebracht und zugleich der weiblichen Diakonie ein Arbeitsgebiet eröffnet werden könnte. Einen Teil seines durch ernste Arbeit und treuen Fleiß gewonnenen Vermögens hatte er für diesen Zweck zur Verfügung gestellt; allein er starb, ehe er seinen Wunsch verwirklicht sehen konnte. Seine Gattin hat den Plan nicht nur aufgenommen, sondern wesentlich erweitert und mit außordentlicher Selbstlosigkeit und Freigebigkeit, mit bewundernswertem Verständnis und Geschick, mit rastlosem Fleiß und Eifer eine Stiftung geschaffen, die einzigartig dasteht in deutschen Landen. Sie hat die von der Havel gebildete Tornowinsel in unmittelbarer Nähe von Potsdam angekauft und auf diesem landschaftlich in hohem Maße bevorzugten Flecken Erde sechs Waisenhäuser nebst Schule und Turnhalle, zwei Krankenhäuser nebst Friedhofskapelle, Verwaltungs-, Maschinen- und Wirtschaftsgebäude etc., kurzum eine ganze Kolonie erbaut und diese in den Dienst der barmherzigen Liebe gestellt.

Die Hoffbauer-Stiftung ist zunächst Versorgungsanstalt für weibliche Waisenkinder evangelischer Konfession aus gebildeten Ständen, vorzugsweise für hinterlassene Töchter von Fabrikanten, Kaufleuten, Ärzten, also solcher Väter, die ihren Hinterbliebenen keine Pension, die sie vor Not sicher stellt, zurücklassen konnten. Diesen Kindern will die Anstalt eine Zufluchtsstätte bieten, in welcher

denselben Heimat und Elternhaus ersezt werden soll. Die Böglinge erhalten eine ihrer Herkunft angemessene Unterweisung und Erziehung: sie genießen den Unterricht einer zehnklassigen höheren Mädchenschule, werden im christlichen Geiste erzogen und durch weitere Fortbildungskurse über die Schulzeit hinaus in den Stand gesetzt, einen Lebensberuf zu ergreifen, der ihnen eine gesicherte Stellung zu bieten vermag. Die Böglinge bleiben deshalb bis zum 17. oder 18. Jahre und darüber in der Anstalt, können auch späterhin immer wieder dahin als in ihr zweites Elternhaus zurückkehren, sollen in allen Verhältnissen ihres Lebens dort Rat, Zuspach und Anhalt finden. Besonders freudig wird es begrüßt werden, wenn die aus der Anstalt hervorgegangenen Böglinge zur Arbeit in der Anstalt dahin zurückkehren, also in den Diaconissenberuf eintreten, ohne daß natürlich eine Beeinflussung nach dieser Seite versucht wird; nur das Leben in der Anstalt, der Geist, der in derselben weht, soll diesen Wunsch erwecken und zur Reife bringen. Aufgenommen werden die Böglinge z. Bt. vom sechsten Lebensjahr an, doch ist geplant, späterhin auch jüngere Kinder aufzunehmen und für diese eine Krippe und Kleinkinderschule zu errichten. Der jährliche Pflegezettel beträgt 200 M., und in diesen ist alles, Kleidung, Wäsche, Unterricht etc. mit begriffen. Die Zahl der Freistellen ist beschränkt, aber bei nachgewiesener trauriger Vermögensverhältnissen sind Ermäßigungen des Pflegezettels möglich. 180 Waisen können in den sechs Waisenhäusern untergebracht werden. Jedes Haus beherbergt zwei Familien zu je fünfzehn Köpfen. Jedes Haus hat eine Haushälterin, eine Diaconissin, welcher andere Schwestern und Arbeitskräfte zur Unterstützung beigegeben sind. Das erste Waisenhaus ist bereits besetzt, und auch die übrigen Häuser werden gewiß bald ihre Insassen erhalten, da es so viele Waisenmädchen aus gebildeten Ständen gibt, die in trauriger Lage zurückgeblieben sind und die Aufnahmedingungen so überaus günstige sind. An-

meldungen sind an die Direktion z. B. des Vorsitzenden und Vorsitzers der Anstalten, Pastor Dux zu richten.

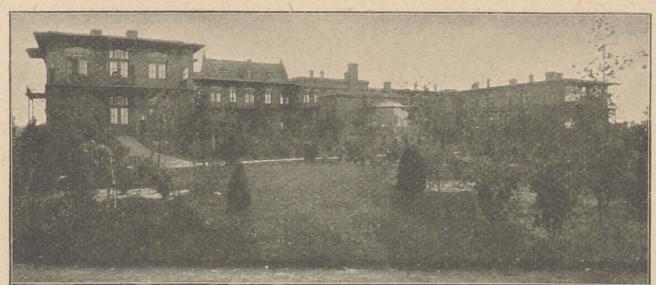
Die Hoffbauer-Stiftung bietet aber auch für Kranke eine Zufluchtsstätte, und diesem Zwecke dienen zwei Krankenhäuser, die nach den Plänen hervorragender Meister auf dem Gebiete der medizinischen Wissenschaft, z. B. des Professors von Bergmann in Berlin u. a. m., ausgeführt worden sind. Beide sind auf das bequemste und zweckmäßigste eingerichtet, nach allen Anforderungen und mit allen Mitteln der heutigen medizinischen Wissenschaft ausgestattet und stehen unter der Leitung erfprobter, tüchtiger Ärzte. Die Pflegesäle sind auch hier in den drei Klassen überaus geringe.

Endlich will die Hoffbauer-Stiftung auch Diaconissenmutterhaus sein; sie will sich ihre Kräfte für die Zwecke der Krankenpflege und Kindererziehung selbst ausbilden. Zunächst stehen Kaiserwerther Schwestern in den Anstalten in Arbeit, wie denn das künftige Diaconissenhaus nach den bewährten Ordnungen des Kaiserwerther Mutterhauses eingerichtet werden soll; allmählich aber hofft die Direktion eigene Schwestern in die einzelnen Arbeitsstationen einzstellen zu können. Im Verwaltungsgebäude, das auch die Hauskapelle enthält, sind die notwendigen Wohn-, Schlaf- und Lehrräume für fünfzig und mehr Diaconissen vorgesehen. Junges Mädchen und kinderlosen Witwen, welche in den Dienst barmherziger Liebe zu treten Freude haben, bietet sich somit hier die Möglichkeit, auf dem Gebiete der Krankenpflege oder der Kindererziehung oder der Hauswirtschaft, einen innerlich befriedigenden und äußerlich sichertstellenden Lebensberuf zu finden. Meldungen sind auch in Bezug hierauf an die Direktion zu richten. Auskunft wird gern erteilt.

So ist es ein gewaltiges Liebeswerk, was die Hoffbauerischen Ehrengäste, erfüllt von dem Wunsche, ihren Reichtum zur Abhilfe des Elends zu benutzen, ins Leben gerufen haben. Möge die nachahmungswerte Stiftung vielen Armen und Kranken zum Segen werden! p.



Wirtschaftsgebäude.



Krankenhaus mit Operationsaal.

Frauenbüchertisch.

Deutsche Heimat. Blätter für Kunst und Volkstum. Verlag von Georg Heinrich Mayer, Berlin SW. 46. In wöchentlich erscheinenden Heften, deren Einzelpreis nur 10 Pf. beträgt, geht hier etwas zu Gutes, Echten, Schönen in die Welt, daß das Frauendaheim bei seinen Getreuen dafür anfließen und anfragen möchte: Kennt ihr es schon? Habt ihr es schon? Liegen diese Hefte voll deutsch-heimathlichen Baublers schon auf eures Hauses Tisch? Wenn nicht, macht euch damit bekannt! Der 4. Jahrgang der "Deutschen Heimat" liegt vollendet vor mir, der 5. bis zum 20. Hest. Schon äußerlich ist jedes einzelne dieser Hefte mit seinem anheimelnden Titelblatt von E. Kreidolf, seinem schönen Druck auf so gutem Papier wie die beste Prachtausgabe ein gemütlicher Schmuck des Wohnzimmers, in dem abends beim Lampenschein daraus vorgelesen werden soll; sie passen in jedes deutsche Haus, und jedes deutsche Haus sollte sie halten und haben, das des Künstlers und des Gelehrten, die Pfarre, das Handwerker-, das Bauernhaus.

Was sie enthalten? Was sie geben? Für welche Art von Kunst sie eigentlich da sind? Mit einem Schlagwort geantwortet: Für die Heimatkunst, d. h. für einfache, gesunde, natürliche, aus der Umgebung und dem Herzen des Volkes erwachsene Kunst, voll Arbeit, Liebe und Treue, die Kunst aus der deutschen Volksseele heraus, für die deutsche Volksseele. Der Dichter der Wasgaufahrten, Fritz Lienhard, ist der Hauptführer dieser Herzensruhe bringenden Kunstrichtung in der Literatur und der Hauptmitarbeiter der Heimathefte. Er hat so tief wie möglich in den klaren Quell des Volkstums hineingeblickt. Aus der Unruhe und dem Gewirr der Großstädte weist er aufwärts in die Bergwälder und hin aus in die Dörfer. —

Schöne Lyrik ist ein Hauptschmuck der Heimathefte, die eine besondere Art der Dichtung pflegen: die dem Volkslied mit seiner Lust und seinem Leid möglichst nahe kommende ungekünstelte Lyrik. Kurz gesagt, die beste. — Daneben blüht in ihnen die gute, die Eigenart bestimmter Gegenden und Landschaften betonende Dorfgeschichte. Da kommen die feinen, guten Erzähler zu Wort, Heinrich Sohnrey erzählt von seinen hannoverschen Dorfleuten, Richard Skowronek von seinen masurischen, Fritz Philipp von den schweigenden Westerwäldern etc. Das sind alles kleine Meisterstücke der Erzählerkunst, ebenso fern von der verzierten wie von der rohen und gemeinen Dorfgeschichte, die sich mit Gewalt das häßliche sucht. In diesen Geschichten riecht's nach schwarzem Brot, nach harzigen Tannenschlägen, aus Dorfhütten aufsteigendem Abendrauch, blühenden Dorflinden, Honig und Kleefeldern, nach Armut und Arbeit. Von kulturgeographischem Wert ist die durch die Hefte sich ziehende Artikelserie: "Die norddeutschen Volksstämme im Hausgewand" von E. von Eichen. Mit prächtigem Humor und gutem Wissen sind sie da alle charakterisiert, die Ostpreußen, die Märker, die Obersachsen, die Pommern, die Schlesier, die Rheinländer, die Hessen etc. Die Hefte bringen überhaupt nicht nur Unterhaltung, sondern ein gutes Stück Bildung ins deutsche Haus durch seine Betrachtungen über Bücher, Hauskunst (von O. Schwindraheim), allerlei Zeitideen etc.

Wie ein Stiller, Weiser, der fern vom Trubel lebt, über die Dinge der Welt denkt, — so der Geist, der aus diesen Heften spricht. Dem deutschen Volkstum zu nützen, ist das uneignenmäßige Bestreben des feinsinnigen Verlags. Möge es unterstützt werden von einem

recht ausgebreiteten Beserkreis. Die Hefte erscheinen jeden Sonntag. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Pro Quartal nur 1 Mk.

Kleine Winke betreffs Modernisieren der Frühjahrshüte.

Beim Herannahen des Frühjahrs machen sich alljährlich vielerlei Toilettenbedürfnisse geltend. Der praktischen Hausfrau, die gern etwas zu sparen sucht, dürften nachstehende kleine Winke, die einsachen Hüte der Ihren selbst aufzufrischen und zu modernisieren, vielleicht willkommen sein.

Verstaubte, farbige Strohhüte werden gut abgebürstet, mit einem weichen Läppchen sorgfältig abgerieben und mit farblosem Huttack, dem man ein Drittel Spiritus zusetzt, überstrichen und langsam trocken lassen. Schwarze Strohhüte oder solche, die man schwarz färben will, erhalten nach gründlichem Abbürsten einen Anstrich von gutem, schwarzem Huttack, der, da er im reinen Zustande das Stroh zu steif und spröde macht, ziemlich zur Hälfte mit Spiritus verkümt wird. Bei farbigen Hüten hat man nach jedesmaligem Trocknen den Anstrich zwei bis drei Mal zu wieder-

geschnittene, 22—25 cm breite Stoffstreifen (schräg gemessen), werden hohl oder mit der Maschine ca. $\frac{1}{2}$ cm breit gesäumt, dann wird in den Saum Draht gezogen und aus jedem Streifen eine Schluppe und ein Ende, das man entweder gerade schneiden oder schräg ausslaufen läßt, gebildet. Den übrigen Teil der Streifen verwendet man zu einem verschlungenen Knoten. Um den Kopf legt sich ein leicht gewundener, 18 cm breiter, gesäumter Stoffstreifen.

Mary S.

Handarbeit.

Unsere reizende Decke, deren untergelegter Spitzengrund wie eine Durchbrucharbeit wirkt, ist für die Mitte eines gedeckten Es- oder Kaffettisches gedacht. Die leichte Handarbeit daran besteht in der Ausfüllung der fertigen, schnurumrandeten Stofffiguren mit Hexenstich von weißer Seide. Gerade dieser Stich mit seiner feinen Lichtbrechung wirkt wundervoll, auch in Gelb, Hellgrün oder Hellblau. Diese schönen Decken sind in verschiedenen Größen, auch als Läufer, bei A. Langenbeck, Berlin W. 62, zu haben. Preis der unbestickten Decke 5,50 Mk.

Fragen.

62) Kann mir jemand einen Ort angeben, wo ein älterer, an Neurose leidender, sonst gesunder, sehr praktischer, gebildeter Mann, der sich viel im Freien bewegen soll, für die Sommermonate ein billiges Unterkommen finde, vielleicht auf dem Lande, wo er mit leichteren Arbeiten beschäftigt würde? Freimaurer Auskunft erbittet A. M. 500, polierend Raumburg a. Saae.

63) Wer ertheilt freundlichen Rat, wie ein schwatzfeindener Rock (Tafett), der zur Bluse umgekehrt werden sollte, aus Unterkünften in Salmiatafwer getauft, zwischen Lücken geplättet und dadurch ganz schlaff wurde, wieder ansehnlich gemacht werden könnte? Der Tafett war vorher sehr schön!

64) Kann mir jemand ein Mittel angeben, um klare Fensterscheiben in einer Hausspire unbüchichtig zu machen? (Bemalen und Besieben ausgeschlossen.) Durch Anwendung irgend einer Säure soll es möglich sein.

W. in Hamb.

65) Wer kann mir ein gutes, nicht zu teueres, französisches Journal empfehlen? Erzieherin in Schlesien.

66) Es soll mehrere Methoden geben, wonach man bei Hühner-Brütern zu erkennen vermag, ob aus den Eiern Hähnchen oder Hühnchen schlüpfen werden. Hat einer der freundlichen Daseimleser eine Probe mit solcher Methode gemacht, und diejelbe bewährt gefunden? Für eine Mitteilung darüber würden gewiß auch viele andere mit mir herzlich dankbar sein.

B.

Auskunft.

Fr. 48. (S. in G.) Vielleicht genügt einer der folgenden, allerdings nicht den Keiz der Neuerheit tragenden Sprüche für Ihr Fremdenschlafzimmer:

In fremdem Hause nimm alles für gut,
Wenn guter Wille sein Möglichstes thut.

Jeder gute Gast findet gute Rast.

Wer guter Meinung kommt herein,
Gott lieb hier und willkommen sein.

Wirf in den Brunnen, da Du trankst, keinen Stein;
Sag' Übel dem nicht nach, bei dem Du lehrtest ein!
Oder der treuherzige Spruch eines hannoverschen Bauernhauses:

Gah' fröhlich in,
Gah' fröhlich ut,
Sei drauß' und drinn'
In Gottes hut!

Wer selber Treu' um Treue hält,
Dem schwankt nicht die schwante Welt!

Herberget gerne!

Unsern Eingang segne Gott,

Unsern Ausgang gleichermaßen!

Fr. Pr. G. in G.

Nedaktionspost.

Fr. 53. (D. in Bonn.) Zur Anfertigung von Decken aus seidenen Fliesen werden uns genannt: Frau M. Leistenschneider, Leipzig-Gohlis, Luisenstr. 20, I; Fräulein Emma Fuchs in Breslau, Margaretenstr. 24; Frau A. J. Hermann in Donaupörth; Frau Rosa in Al.-Bautzitz b. Dresden, Moltekestr. 18, I; der Minijos-Bazar-Verein in Elberfeld, Böllstraße 7. — Die Liste ist hiermit geschlossen.

Fr. 54. (Süddeutsche Haustau.) Auf Ihre Frage nach einer Fabrik, welche Bettwachen auch an Private versendet, werden uns genannt: die Weberei von Th. Zimmermann in Gnadenfrei in Schlesien, die Fabrik von Heinrich Eggemann in Bielefeld.

Dahlem



Original u. L. Richter.

H. BURAUER. II.

Mariechen.

Roman von Georg Freiherrn von Ompteda. (Fortsetzung.)

Mer Landrat hörte nichts von Mariechens Fragen, denn er befand sich bereits mit dem Geheimrat in eifrigem Gespräch über Wahlverhältnisse auf dem Lande, wobei der Hauptmann, der davon nichts verstand, nur so halb hörte, während er mit dem anderen Ohr dem Gespräch des Assessors mit Mariechen lauschte.

Das letzte Stück war eben zu Ende gespielt. Die fünf hatten kein Programm bekommen, und Mariechen warf die Frage auf, was das eigentlich für ein Stück gewesen sei? Sofort erhob sich der Hauptmann und ging zum Kapellmeister, um sich zu erkundigen. Währenddessen begann der Geheimrat mit dem Assessor ein Gespräch, und der Landrat wendete sich an Mariechen. Er sah wirklich aus wie eine Citrone. Das Mädchen fühlte Mitleid mit ihm. Sie ersann sich eine Geschichte. Er hatte offenbar aus Kummer über den Tod seiner Frau die Gelbsucht bekommen. Und bald hatte Mariechen danach gefragt, und der Landrat, ein mitteilsames Gemüt, begann ihr alles zu erzählen. Von der langen Krankheit seiner Frau, von ihrem Tode, von den beiden kleinen Kindern zu Hause, die er hätte verlassen müssen, die das einzige wären, das ihm übrig geblieben sei. Mariechen, die sonst gegen Herren immer sehr steif und abwehrend war, was ihr bisher immer geschadet hatte, wurde jetzt in ihrem Mitgefühl beinah weich und kam in die angeregteste Stimmung, so daß der Landrat ihr mehr und mehr sein Herz erschloß.

Er erzählte von zu Hause, von seinem Gut. Sie fragte, ob er täglich Nachricht von den Kindern bekäme. Er sagte „ja“, die Hausdame, die er angenommen hätte, müßte ihm immer berichten. Er zog den letzten Brief aus der Tasche und las ihr ein paar Zeilen vor. Sie nahm teil, sie erkundigte sich nach allem und fragte endlich: „Wie sehen denn die lieben Kleinen aus?“

Darauf hatte er nur gewartet. Sofort ging ein Strahlen über sein Gesicht; er nahm seine Brieftasche hervor und zeigte ihr die Photographien seiner beiden Kinder. Das eine war im Kleidchen, mit einem breiten, weinerlichen Gesicht, das andere, auf dem Arm der Wärterin, mit offenem Mund, spärlichem, gesträubtem Haar und ein paar ausdruckslosen Augen. Mariechen war ganz gerührt. Sie fand die Kinder reizend, und der Vater war glückselig darüber.

Er wurde immer mitteilsamer, rückte seinen Stuhl näher und zeigte noch ein paar Bilder, eines mit beiden Kindern und der Hausdame. Auf dieser Photographie war etwas Seltsames: man sah nur die beiden Hände der letzteren, die die Kinder beim Photographieren hielten, während der Kopf der Dame abgeschnitten war.

Mariechen betrachtete das Bild. Ein Lächeln ging über ihr Gesicht, und sie sagte: „Die lieben Kleinen!“

Der Landrat hatte auf ihren Zügen gelesen. Als er die Weichheit sah, gewissermaßen die Bestätigung, daß seine Kinder ihr gefielen, ging ein Leuchten über sein gelbes Gesicht.

Mariechen aber sagte, während sie das Bild zwischen den Fingern hielt, indem sie über den oberen abgeschnittenen Rand fuhr: „Das ist wohl in einem Rahmen gewesen?“

Doch Herr von Giesebricht schüttelte den Kopf: „Nein. Nur das fremde Gesicht störte mich, das mag ich nicht mit mir herumtragen.“

Das fand Mariechen sehr richtig. Sie sah ihn an und nickte, während er darin eine erneute Bestätigung fand, daß ihre Ansichten übereinstimmten. So fuhr er fort, ihr sein Herz auszuschütten, das er immer auf der Zunge trug: „Und dann, sehen Sie, wenn das die Mutter wäre. Aber so eine fremde Person! Sie glauben gar nicht, wie mich das bedrückt. Da, wo meine Frau waltete, ist jetzt im Haus eine Fremde, eine Bezahlte. Ja, wenn sie Mutterstelle vertrate. Aber sie kann doch ebenso gut am Ersten ihrer Wege gehen, und das rechte Interesse hat sie doch nicht. Es ist entsetzlich, wie so etwas stört. Dabei ist die Frau sehr brav, sehr zuverlässig, sehr gut. Aber es ist doch nicht das Richtige. Wir Menschen sind nun einmal so.“

Mariechen meinte nachdenklich, indem sie die Photographie wieder auf den Tisch legte: „Ja — Sie haben einen schweren Verlust gehabt.“

Er fuhr fort: „O, Sie glauben gar nicht — dies leere Haus ist furchtbarlich. Und ich bin ein Mensch, der einen anderen neben sich wissen muß. Ich bin ja beinahe schon froh, daß ich hier in Karlsbad sein muß, nur um dem alten Haus zu entfliehen. Und nun habe ich noch das Glück dazu gehabt, daß wir so angenehme Gesellschaft gefunden haben.“

Er machte dabei eine freundliche Verbeugung und lächelte, daß das Weiß seiner Zähne selbstsam von dem Quiettengesicht

abstach. — Das Konzert ging zu Ende. Sie blieben noch eine Weile sitzen. Dann aber wurde beschlossen, einen Spaziergang zu unternehmen, denn das bedeutete hier in Karlsbad, wie der Kaiserliche Rat Doktor Pernegger gesagt hatte, auch etwas.

Sie verließen in einer Gruppe den Posthof und gingen nebeneinander die Straße hinab. Aber bald, als sie links über die Tepel abbogen und den Schwindelweg einschlugen, der sich langsam an der bewaldeten Höhe hinzog, konnten sie nicht mehr alle in einer Reihe gehen; der Assessor schritt mit dem Geheimrat voraus — die beiden Juristen hatten sich gefunden —, Mariechen folgte mit den anderen Herren. Aber immer nur mit einem, ein Stück Wegs mit dem Hauptmann, ein Stück mit dem Landrat. Der, der keinen Platz fand, mußte dann jedesmal als fünftes Rad am Wagen folgen.

Bei diesem Spaziergang entstand eine Art Eifersucht um die einzige vorhandene Dame. Denn auch der Geheimrat wechselte mit seiner Begleitung. So übernahm einer sozusagen immer den persönlichen Dienst bei Mariechen.

Wenn sie mit dem Hauptmann sprach, war der Ton lustig, etwas oberflächlich. Er machte Scherze über die Badegäste, denen sie begegneten. Und auch Mariechen wachte auf. Es gelang ihr sogar, von einem „Fas“ zu reden, als sie an einer dicken Dame vorüberkamen, die leuchend, schnaufend, schwer atmend auf einer Bank saß, in Betrachtungen darüber versunken, ob Karlsbad ihrem Leibesumfang wirklich Abbruch thun würde.

Wenn dann der Assessor an die Reihe kam, so wurde das Gespräch um einen Grad ruhiger, nüchterner, ernster. Es war beinahe, als ob der Vater mit ihr spräche, so ähnlich äußerte sich der Gedankengang der beiden Juristen und Verwaltungsbeamten.

Folgte aber dann zuletzt der Landrat, so veränderte sich abermals der Ton, ging zum Gemütvollen über, irrte in die Kinderstube, schwefte zum Landleben und war der einer sinnigen deutschen Frau.

Sie kehrten um und gingen diesmal auf der Chaussee dem Badeort wieder zu, indem immer wieder Mariechens Begleiter sich ablösten, als könnte keiner dem anderen allzu lange die Unterhaltung mit der einzigen verfügbaren Dame.

So kamen sie über den Posthof durch das Puppische Etablissement auf die Alte Wiese. Als sie sich am Haus trennten, ward für den nächsten Tag vom Geheimrat, der sich freute, Gesellschaft gefunden zu haben und sich auszusprechen zu können, ein Wiedersehen verabredet. Dann verabschiedeten sich die drei Herren; der Hauptmann sehr verbindlich, indem er die Absäße zusammenschlug und ein paar liebenswürdige Worte formte über den schönen Nachmittag und die Hoffnung auf Wiederholung. Der Assessor, der dazu seinen Kneifer abnahm, sehr förmlich, aber sehr erfreut. Zuletzt der Landrat, wirklich herzlich, recht als der verheiratete, etwas ältere Mann dem jungen Mädchen gegenüber, mit dem Ton des väterlichen Freundes und doch wieder mit dem artigen Blick des Witwers, der abermals frei ist.

Dabei zog er den Hut, und man sah, wie sein Haupthaar dünn geworden war und die gelbe Krankheitsfarbe auf dem Schädel schimmerte.

Vater und Tochter traten ins Haus. Die drei grüßten noch einmal gemeinsam und gingen weiter.

„Das ist doch eine charmante Bekanntschaft!“ rief der Hauptmann.

Assessor von Gieebrecht meinte nach einiger Zeit: „Wissen Sie, daß der Geheimrat wirklich ein fabelhaft unterrichteter Mann ist?“

Der Landrat aber sagte zu seinem Bruder, nachdem sie sich vom Hauptmann auf eine Stunde getrennt hatten: „Das Mädchen war wirklich so wohlthuend in ihrer Teilnahme. Ich glaube, sie hat ein gutes Herz.“

Als der Geheimrat mit Mariechen eintrat, empfing sie seine Frau mit etwas mißmutigem Gesicht: „Ihr seid ja furchtbar lange geblieben.“

Der Geheimrat aber ließ sein Herz ausströmen, klemmte den Kneifer fest und sagte lächelnd: „Es war wirklich wunderlich im Posthof. Weißt Du, wir haben dann noch einen kleinen Spaziergang gemacht.“

Die Geheimräatin rümpfte etwas die Nase und meinte im Gefühl eines, der nicht dabei gewesen ist: „Nun, wie ist denn Euer Hauptmann?“

Geheimrat Kunath antwortete: „Aber charmant! Ein wirklich reizender Mensch.“

Sie blickte Mariechen an und fragte einen Ton ärgerlicher: „Nun, Mariechen, bist Du denn auch so Feuer und Flamme von diesem berühmten Hauptmann?“

Sie antwortete einfach: „Er hat mir ganz gut gefallen.“

„So.“

Da begann die Geheimräatin unangenehm zu werden, lief hin und her und meinte, sie hätte doch nicht ahnen können, daß das so lange dauerte und sie so spät wiederkämen. Sie hätte sich gelangweilt. Wenn sie das gewußt hätte, wäre sie mitgegangen. Sie hätten doch noch einmal hereinkommen können und nach ihr sehen, sie hätte sich ganz wohl gefühlt. Und mit einemmal verlangte sie, während Vater und Tochter, müde vom langen Spaziergang, sich setzten, sofort hinaus und war sehr erregt, als ihr Mann mit Entschiedenheit erklärte, er wolle sich ausruhen.

Währenddessen erzählte er von den beiden Herren von Gieebrecht. Dadurch ward die Geheimräatin immer mehr schlechter Laune. Was hatten die Jhren alles erlebt und alles gethan ohne sie! Und sie sagte wütend: „Na, habt Ihr nicht noch jemand kennen gelernt? Ihr werdet wohl nun in ganz Karlsbad herum sein.“

Mariechen stand auf und ging in ihr Zimmer, um den Hut abzulegen. Da trat der Geheimrat zu seiner Frau, strich ihr die Wange mit dem Rücken seiner Hand. Sie aber wich zurück, verzog das Gesicht, ward ganz leidend und meinte: „Du weißt doch, Fritz, daß mir der Ring weh thut.“

Er zuckte die Achseln. Und da er nun ein schmollendes Gesicht mache, trat sie heran, wollte den Eindruck verwischen und fragte: „Nun sag 'mal, wir wollen 'mal ernst reden, also wie waren denn die Herren?“

„Sehr nett!“

Sie zögerte. Dann flüsterte sie mit einem scheuen Blick zur Wand von Mariechens Zimmer: „Nun, wäre denn das nicht etwas für unsre Tochter?“

Er zuckte die Achseln: „Vielleicht. So was muß sich von selbst machen.“

Damit wollte er ins Schlafzimmer gehen. Die Geheimräatin aber fragte noch: „Seht Ihr sie denn wieder?“

„Wir haben uns für morgen verabredet.“

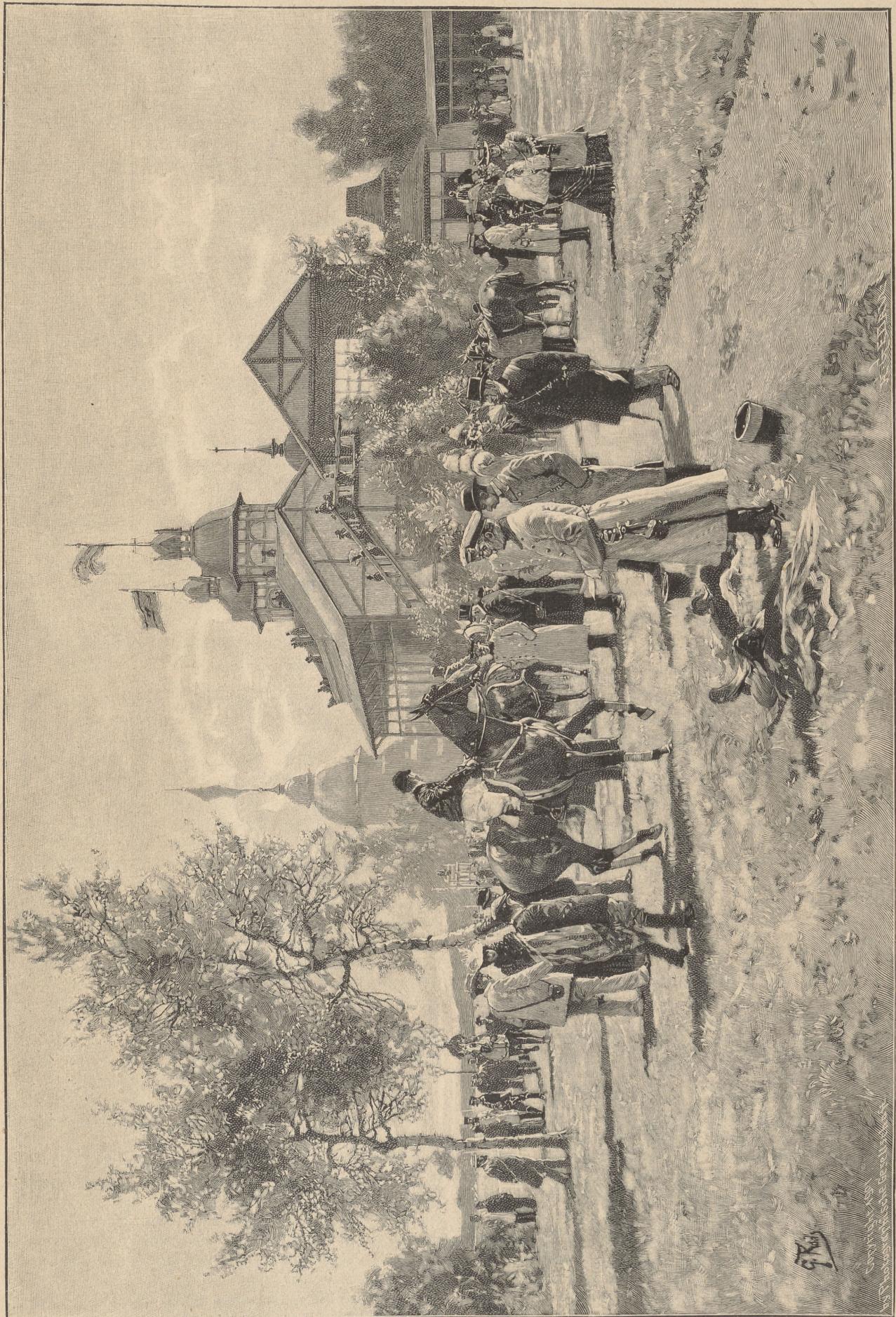
Da blieb sie in Gedanken stehen und sprach, als wäre sie ihrer Sache schon gewiß und habe nur zwischen den dreien zu wählen: „Ich komme morgen mit. Ich werde sie mir 'mal ansehen.“

5. Kapitel.

Am nächsten Tage also traf die Geheimräatin mit den Herren zusammen. Sie entschloß sich plötzlich, ihren Brunnen nicht mehr zu Haus zu trinken, sondern an der Quelle selbst. Sie war zur Überzeugung gekommen, daß ihr das besser bekommen würde; dann hätte er die vorgegeschriebene Temperatur und brauchte nicht erwärmt zu werden. In Wirklichkeit jedoch plagte sie die Neugierde, die drei Herren zu sehen, und sie langweilte sich allein in der Wohnung.

Es bekam ihr ausgezeichnet. Sie konnte fast ohne Unterstützung gehen. Und richtig trafen sie, sobald sie unter den Kolonnaden am Schloßbrunnen standen, die beiden Herren von Gieebrecht. Bei dem Spaziergang zwischen zwei Bechern schlossen sich die Herren an, und auch Hauptmann Melzer fand sich dazu.

Der Landrat hatte einen Brief in der Hand. Er ging neben Mariechen und bat um Entschuldigung, daß er läse, aber es wäre eine Nachricht von der Hausdame.



Der Sattelschäff in Karlsbad. Nach dem Gemälde von G. Rößl.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

In seinem überströmend mitteilsamen Gemüt begann er, halb in dem Gefühl artig sein zu wollen, Mariechen den Brief vorzulesen. Er rückte ihr dabei immer näher und ging schließlich so, daß ihre Schultern sich fast berührten, flüsterte ihr den Inhalt zu, so daß Vorübergehende denken konnten, es müßte ein Ehepaar oder es müßten doch zwei Verwandte sein, die sich eine längst erwartete Nachricht von zu Hause mitteilten.

Währenddessen unterhielt der Hauptmann die Geheimräatin. Er war guter Laune, aufgezogen wie ein Uhrwerk, schwätzte, lachte, war sofort mit ihr gut bekannt und gewann ihr ganzes Herz, indem er sich alle ihre Leiden erklären ließ, Parallelfälle heranzog, plötzlich stehen blieb, sie aufmerksam betrachtete, fand, sie sahe ganz anders aus seit den paar Tagen, daß sie hier war, — obgleich er sie doch vorher gar nicht gesehen hatte.

Sie wachte förmlich auf, erschloß sich wie eine welkende, frisch begossene Blume. Der Mann war ja reizend! Und sie hatte im stillen das Gefühl, der gäbe einen Schwiegersohn, wie man ihn sich malen könnte. Einmal sah er gut aus, dann war er doch etwas, hatte einen Titel, eine Stellung. Und endlich schien er nicht einer von den selbstfüchtigen ungezogenen jungen Leuten zu sein, die mit einer alten Dame nicht reden können und immer bloß sich an die Jugend hängen. Der würde gewiß rücksichtsvoll sein.

Der Hauptmann merkte, daß er einen Eindruck auf die Geheimräatin machte, und das ermutigte ihn zu neuen Bemühungen, sie zu unterhalten. Er zeigte sich unterrichtet, indem er ihr allerlei bekannte Persönlichkeiten nannte, die gerade vorüber kamen, wobei er es offenbar mit der Wahrheit nicht zu genau nahm, denn er schien wirklich von jedem Menschen zu wissen, wer es war.

Die Geheimräatin ging immer freier und besser, verlangte keinen Arm und fühlte sich ganz gesund. Als ihr Mann vorsorglich fragte, ob sie zum Frühstück hinausfahren sein wolle, lehnte sie das entrüstet ab, als wäre die Erwähnung ihrer Gebrechlichkeit vor einem Dritten eine Kränkung.

Die ganze Kolonne begab sich zu Pupp. Und dabei verschob sie sich. Jetzt kam der Landrat neben die Geheimräatin und der Hauptmann an Mariechens Seite.

Er setzte den Ton, den er der Mutter gegenüber angeschlagen hatte, bei ihr fort. Aber sie blieb etwas steif, denn die weichen, gemütvollen Worte des Landrats, die Erzählungen über die Kinder zitterten noch in ihr nach.

Herr von Giesebrécht jedoch hatte bei der Geheimräatin kein Glück. Er war nun einmal nur auf eine Saite gestimmt und begann, im Bestreben zu unterhalten, der Geheimräatin vom Tode seiner seligen Frau zu erzählen, worauf diese immer unruhiger ward, denn sie, die eben erst aus Krankheitsbanden erwacht war, wollte lustig und fröhlich sein und mochte nicht an Tod und Vergehen denken.

Ja sie, die sonst weich und freundlich, matt und hingebend war, stand mit einemmal, als sie sich bei Pupp zum Frühstück setzten, einen scharfen Ton, blickte den quittgelben Mann an und sagte eigentlich gar nicht bedauernd, sondern fast spöttisch: „Sie sind wohl sehr krank, Herr von Giesebrécht?“

Währenddessen hatte sich der Assessor mit dem Geheimrat festgeredet. Sie sprachen über Mariechen. Er lobte sie und setzte dem Vater den Eindruck aus einander, den sie ihm gemacht habe. Dabei warf er unausgesetzt Blicke zu ihr hinüber. Aber auch jetzt redete er mit ihr kein Wort.

Die Familie kehrte nach einem abermaligen Spaziergang mit den Herren in ihre Wohnung zurück. Der Geheimrat las Briefe und Zeitungen, die Geheimräatin schloß auf dem Sofa, denn sie fühlte sich doch angegriffen. Mariechen aber hatte sich in ihr langes, schmales Zimmer zurückgezogen.

Es war still. Nur eine dicke Fliege summte am Fenster und schlug ab und zu mit einem Bums gegen die Scheiben. Dem Geheimrat war seine Zeitung aus der Hand gefunken, er schloß jetzt wie seine Frau.

Auch draußen war es ruhiger geworden, eine gewisse tote Zeit in Karlsbad. Der Brunnen war getrunken, das Frühstück vorbei, die Spaziergänge vorüber, zum Essen war es noch zu früh.

Die Kaufleute standen in den Thüren ihrer Läden. Sie hatten nichts zu thun. Es war fast kein Verkehr auf der Alten Wiese. Nur die Tepele rauschte in ihrem gemauerten Steinbett ununterbrochen, und drüber, wo der Sprudel sprang, stiegen, wenn sich das heiße Quellwasser mit dem Flußbett mischte, Dämpfe auf.

Die wenigen Leute, die auf der Sonnenseite unter den herabgelassenen Markisen der Läden hingingen oder drüber im Schatten unter den Bäumen, verlangsamten ihren Gang, denn die Mittagsonne brannte heiß.

Da kamen die drei Herren an der „Goldenen Gans“ vorüber. Sie gingen auf der entgegengesetzten Seite, der Hauptmann zwischen den beiden Brüdern.

Dem Landrat war es zu heiß. Er nahm den Hut ab und wischte sich den Kopf gerade vor dem Haus, beinah als wollte er grüßen. Und unwillkürlich blickten die drei zu den Fenstern hinauf.

„Das ist ja die „Goldene Gans“, wo Kunaths wohnen!“ sagte der Assessor.

Sie blieben stehen.

„Welche Etage?“ fragte der Landrat.

Der Hauptmann war genau unterrichtet: „Im ersten Stock. Sehen Sie, die ganze Front. Es müssen drei, wenn nicht vier Zimmer sein. Wir wollen einmal die Fenster zählen. Ja, drei bestimmt, — es könnten wahrhaftig vier Zimmer sein.“

„Das ist aber luxuriös!“ meinte der Assessor.

Der Hauptmann wußte sofort Bescheid: „O, es sind sehr wohlhabende Leute. Man hält sie sogar eigentlich für reich.“

Der Assessor fragte: „Wieviel Kinder sind's denn?“

Der Hauptmann zeigte lächelnd die Zähne: „Eine Tochter.“

Und die Brüder Giesebrécht sagten beinah in einem Atem vor sich hin: „Die einzige Tochter!“ Dabei pfiffen sie halb durch die Zähne, halb mit den Lippen, gewissermaßen als Zeichen der Hochachtung, eine Angewohnheit, die in ihrer Familie üblich war.

Nun starrten die drei Herren hinauf, als hätte das erste Stockwerk ein erhöhtes Interesse für sie gewonnen. In diesem Augenblick erschien oben Mariechens schmale Gestalt, blickte nach dem Himmel auf und zerstreut nach den Bäumen, öffnete leise das Fenster, beugte sich etwas vor, sah die Alte Wiese hinauf und hinauf mit einem befriedigten Lächeln über den schönen Tag, die Wärme, das hübsche Bild, das sich ihr bot, das spaßhafte Leben und Treiben, das man so bequem von dem niedrigen ersten Stock aus beobachten konnte. Sie nahm ein Kissen, stützte sich darauf mit über der Brust gekreuzten Armen wie eine demütig grüßende Sklavin.

Die drei Herren starrten sie an wie ein Wunder. Mariechen hatte sie nicht bemerkt. Da mit einemmal fiel ihr Blick auf die Gruppe gerade gegenüber unter den Bäumen. Und auf einen Rück zogen die drei den Hut.

Mariechen fuhr auf, errötete, machte eine Verbeugung, zögerte einen Augenblick, ob sie noch länger hinaussehen sollte, zog sich aber dann in das Zimmer zurück.

Die drei gingen unwillkürlich weiter. Sie konnten doch nicht vor dem Hause stehen bleiben und hinaufstarren. Nur der Hauptmann drehte sich um und sah, wie das junge Mädchen mit zurückgelehntem Oberkörper die Fensterflügel an sich zu ziehen suchte und sie dann schloß.

Nun sagte er, halb vor sich hin, halb zu den anderen: „Die Tochter ist gar nicht übel.“

Die Brüder antworteten nichts. Sie warfen einen beobachtenden Blick auf ihn, als paßte es ihnen nicht, daß ein anderer so etwas fände.

Drin im Wohnzimmer brummte und summte noch immer

die dicke, blaue, borstige Fliege. Da fuhr der Geheimrat, dem die Zeitung aus der Hand auf den Boden gefallen war, auf, klemmte den Kneifer wieder fest, der sich im Schlaf verschoben hatte, daß er nur gerade noch balacierte, sah nach der Uhr, dehnte sich, gähnte, trat ans Sofa und rief: „Liebchen, es ist höchste Zeit, zu Tisch zu gehen.“

Die Geheimräatin erwachte, blickte sich erstaunt um und sagte: „Ja, Herr Hauptmann, sehr gern!“

Er begann zu lachen: „Was redest Du da?“

Sie ward jetzt vollkommen wach, erhob sich, schüttelte sich frierend, rieb sich die Hände und meinte: „Ich habe geträumt.“

Dann gingen sie ins Schlafzimmer. Der Geheimrat zog langsam die Thür zu, und während die beiden sich die Hände wuschen, horchte er sie aus: „Nun, was sagst Du denn zu unseren Herren?“

Sie machte ihr frisches, müdes Gesicht: „Ach, der Landrat, der ist ja ganz gelb. Und die Frau ist doch kaum gestorben.“

Der Geheimrat blickte sie schmunzelnd an: „Das ist ganz gleich. Was meinst Du aber zum Professor?“

Auf den war sie schlecht zu sprechen, der hatte gar nicht mit ihr geredet. Sie zuckte die Achseln: „Unbedeutender Mensch!“

Er war wie aus den Wolken gefallen: „Ein sehr unterrichteter Mensch — ein hervorragend unterrichteter Mensch! Paß mal auf, wenn einer Zukunft hat, dann hat der sie.“

Doch sie war schon beim Ziel ihrer Wünsche und meinte: „Der Hauptmann Melzer, den lasse ich mir gefallen, das ist einfach ein reizender Mann.“

Aber der Geheimrat hatte für „die oberflächlichen Offiziere“, wie er zu sagen pflegte, nie Verständnis gehabt. Er hielt es mit den Juristen. Und er wollte den Hauptmann gleich außer Gefecht setzen. Darum sagte er aufs Geradewohl: „Hauptmann Melzer ist verlobt.“

Die Geheimräatin ließ die Seife fallen. Ihre Laune war verdorben. Sie mußte einen Rollstuhl nehmen, um zu Pupp zu fahren. Nichts schmeckte ihr. Erst nach Tisch ward sie wieder aufgekratzt, denn zum Konzert hatten sie sich mit den Herren verabredet. Da wollte sie schon herausbekommen, wie es mit der Braut stünde.

Doch an diesem Tag konnte sie das Gespräch nicht darauf bringen. Aber der Hauptmann war so voller Liebenswürdigkeit, teilte seine Aufmerksamkeit so geschickt zwischen Mutter und Tochter, daß die Geheimräatin ganz versöhnt war und beinah auf den Standpunkt kam, wenn er wirklich verlobt wäre, so ließ sich das schon rückgängig machen.

An einem Abend nahm sie Mariechen vor, um zu forschen, was sie denn eigentlich darüber dächte.

Der Geheimrat hatte sich mit den drei Herren zum Skat verabredet, Mutter und Tochter waren allein. Sie

wollten den Abend nicht ausgehen, kochten sich Thee und weiche Eier.

Die Geheimräatin lag auf dem Sofa. Mariechen blies eben die Flamme aus, da fragte die Mutter, indem sie eine Einleitung zu finden suchte: „Was macht nun so ein Junggeselle? Der kann sich doch nicht einmal ein Abendbrot selbst bereiten.“

Mariechen aber bog nach einer ganz anderen Richtung ab: „Die Herren sind das Wirtshausleben gewöhnt. Der geht einfach in das nächste Restaurant.“

„Ja, aber wenn nun keines da ist!“

Mariechen ließ das glühend heiße Ei schnell in den Eierbecher fallen, schnippte mit den verbrannten Fingern und meinte: „Wenn die Herren allerdings nicht einmal Thee kochen können!“

Jetzt war die Geheimräatin, wo sie wollte: „Oh, da können Offiziere manchmal noch viel mehr. Der Hauptmann Melzer zum Beispiel hat mir gesagt, daß er sich im Manöver oft Spiegelei gemacht hat, ja sogar ein deutsches Beefsteak.“

Mariechen antwortete nicht. Die Mutter fuhr fort: „Der ist allerdings besonders geschickt.“

Keine Erwiderung.

„Er gefällt mir sehr gut.“

Mariechen machte ihr Ei auf.

„Der hat so vernünftige Ansichten und ist so zuvorkommend und erzählt so nett. Es ist ein Jammer, daß der nicht heiratet.“

Mariechen that Salz in ihr Ei.

„Aber das Lächerliche ist, daß immer die Vernünftigsten am längsten zögern.“

Mariechen begann zu essen.

„Mir gefällt der Hauptmann von den Herren, mit denen wir hier verkehren, bei weitem am besten.“

Mariechen schälte das Eiweiß heraus.

„Findest Du nicht auch?“

„O ja!“ klang es zurück. Dabei zerdrückte sie ihre Eierschale und sprang plötzlich ab, indem sie ängstlich der Geheimräatin zurief: „Mama, Du hast die Eierschale nicht kaput gemacht. Da legen die Hühner nicht mehr.“

Damit stand sie auf, stellte die Eierbecher fort und goß den Thee ein.

Und mit einem Mal war eine große Veredtsamkeit über sie gekommen. Sie ärgerte sich über die Spiritusflamme, die nicht ordentlich brannte, fragte, ob der Thee nicht zu stark wäre, brachte die Sahne herbei und ließ die Mutter nicht mehr zu Worte kommen.

Die Geheimräatin aber nahm lächelnd die Theetaffe in Empfang. Die plötzliche Redeflut war ihr nicht entgangen. Und als sie einen Zwieback einstippte, rückte sie sich gemütlich auf ihrem Lager zurecht und sagte sich, indem sie liebevoll ihr Kind betrachtete, das nun vielleicht doch bald von ihr gehen würde: Aha, der ift's!

(Fortsetzung folgt.)

Lenzesähnen.

Sprich, was will mir die Brust zerstrengen,
Treibt mich mit ungestümem Drängen
Fort, hinaus aus dem kalten, engen,
Winterlich frostigen Gemach?
Liegst doch die Welt noch schlafumfangen, —
Meinest du, eh' die Nacht vergangen,
Werde der süße Frühling wach?

Ach, was soll mir das heiße Sehnen, —
Halb ift's Wonne, halb sind es Thränen —
Nach jenem unbegreiflich Schönen,
Das ja doch einmal kommen maß?
Streifte, da ich schlummernd gelegen,
Meine Stirne mit stillem Segen
Eines kommenden Glückes Gruß?

Mag auch der Winter lange dauern,
Mag auch das Herz verzagendtranern —
Endlich mit seinen Blütenblauern
Kommt doch der Lenz so süß und mild;
Aber im Herzen das tiefe Sehnen
Nach jenem Glück, dem selig schönen —
Wird es wohl auch einmal gestillt?

Frühlingsboten.

Von Wilhelm Horn.

Erwartungsvoll sehen wir dem Frühling entgegen. Je mehr sich der Winter seinem Ende nähert, desto ungeduldiger werden wir. Wir wissen zwar, daß seine Herrschaft nicht mehr lange währen kann, aber wir verlangen trotzdem nach dem sichtbaren Beweis, daß die Natur aus ihrem Schlaf erwachen will, daß sie sich zu regen und bewegen anfängt. Da hören oder lesen wir, daß irgendwo einige Stare, vielleicht auch Freund Adabar, ganz ungewöhnlich früh zurückgekehrt sind, daß ebenso ein blauer Falter, ein Marienkäferchen oder gar ein Maikäfer beobachtet wurde, und daß ein Fliegendertrauch sein frisches Grün bereits voll entfaltet oder ein Kirschbaum, während allenthalben das Geäst an Baum und Strauch noch kahl und leer ist, sich mit duftigen Blütenfränen geschmückt hat. Und nun wallt es freudig in uns auf, nun erfüllt uns frohe Gewissheit: die ersten, wenn auch vorzeitigen, Frühlingsboten sind erschienen!

Man neigt vielfach dazu, aus dem ungewöhnlich frühen Eintreffen einzelner Vögel einen Schluß auf den bevorstehenden Witterungsgang zu ziehen und die gefiederte Avantgarde als Wetterpropheten anzusehen. Das sind sie aber aus bestimmten Gründen sicher nicht. Nicht ein weitreichender Wetterinstinkt ist es, der diese vorzeitigen Unkömmlinge zu uns hertreibt, sondern die Veranlassung zu ihrem frühen Aufbruch liegt in Vorgängen, die in ihren südlichen Wohnsätzen in Wirkung treten. Meist glaubt man, daß in den warmen Ländern der Tisch für die Tierwelt stets reich gedeckt ist. Aber die warmen Länder sind von den Witterungsverhältnissen noch mehr abhängig als unsere mittleren Breiten. Jünger wieder erfahren wir von Zeit zu Zeit, daß im afrikanischen oder asiatischen Gebieten Misererien eingetreten und Hungersnöte ausgebrochen sind. Darunter leiden aber nicht nur die Menschen, sondern auch die Tiere. Und nicht am wenigsten die Vögel. Ist in einem größeren Gebiet die Entwicklung der Kulturpflanzen und damit auch gewöhnlich vieler anderer Pflanzen zurückgeblieben, so wird hierdurch nicht nur den Körnerfressern unter den Vögeln, sondern auch den Insektenfressern die Ernährung erschwert, denn die Insekten sind ja in erster Linie wieder auf die Pflanzenwelt angewiesen. Was uns aber überhaupt von Misserien im afrikanischen oder asiatischen Kontinent berichtet wird, bezieht sich nur auf kleine Teile derselben. Von großen Länderecken des Innern erhalten wir über den jeweiligen Stand der Vegetation gar keine Kenntnis. Und doch kommen auch hier, wie es die Erfahrungen der Forschungsreisenden zeigen, große Schwankungen vor. Die Nahrungsnot aber ist für die Vögel der zwingendste Grund, ihre Wohnplätze zu verlassen und anderweitig Unterkunft zu suchen. Aber auch noch andere Umstände sind in Betracht zu ziehen. Die Jahreszeiten wechseln in den heißen Ländern keineswegs mit der Regelmäßigkeit ab, wie man oftmals annimmt. Bald segt die Regenzeit in einzelnen Gebieten zwei, drei Wochen und mehr früher ein, bald verzögert sie sich ebenso lange. In gleicher Weise verhält es sich mit der Sommerdürre. Stürme legen ganze Wälder nieder, Erdbeben gestalten das Gelände um, und Hochwasser überflutet weite Strecken. Auch hiervom erfahren wir nur wenig. Aber alle diese Ereignisse sind dazu angethan, aus größeren Gebieten die dort ansässigen Vögel zu verdrängen und zu verscheuchen. Ein Teil der Vertriebenen findet wohl in der Nachbarschaft einen Unterschlupf. Doch gibt es hier schon hungrige Mäuler genug, die den neuen Gästen das Feld streitig machen. Fällt nun die Verdrängung in die Zeit, wo sich bereits der Wandertrieb nach dem Norden regt, so dehnt wohl ein Teil der Heimatlosen die Wanderung in entferntere Gegenden aus. Aber auch hier gibt es nicht für alle ein Unterkommen. Und so wagt denn ein kleiner Rest, in dem jetzt die Wanderlust sich noch mehr verstärkt hat, den letzten Schritt und kehrt in seine nordischen Heimstätten zurück. Die ersten Store sind eingetroffen!

Wie sehr bei den Ortsveränderungen der Vögel die Erschwerung des Nahrungserwerbs oder überhaupt eine Störung ihrer Lebensgewohnheiten mitspielen, läßt sich aus dem Verhalten der Vögel erkennen, welche bei uns im Winter zurückbleiben. Beginnt der Winter früh und fällt namentlich früh Schnee, der das Auffinden der Nahrung verhindert, so erscheinen auch die Haubensperchen, Finken und Kohlmeisen frühzeitig in der Nähe der Städte und Dörfer. Fällt dagegen erst spät Schnee, so stellen sich auch diese und andere bei uns überwinternde Vögel erst spät in der Umgebung der menschlichen Ansiedelungen ein. Denn sie haben dann noch genug Nahrung in Feld und Busch. Desgleichen bringt auch im Verlauf des Winters ein Schmelzen des Schnees ein Zurückweichen dieser Vögel auf das offene Land mit sich, während neuer Schneefall sie abermals in der Nähe der menschlichen Wohnungen versammelt. Was sich hier in beschränkten Grenzen vollzieht, vollzieht sich auch mit weittragenderen Folgen bei der vorzeitigen Rückkehr der beschwingten Frühlingsboten. Es sind Störungen in ihren südlichen Wohnsätzen um die Wanderzeit herum, die zu der voreiligen Nordlandsfahrt den Anstoß geben.

Anders liegen die Verhältnisse bei dem vorzeitigen Erscheinen von Schmetterlingen und Käfern. Auch sie gelten oftmals als Verkünder einer nahen lindern Witterung. Doch auch sie sind in diesem Sinn keine Wetterpropheten. Von den Schmetterlingen ist es nachgewiesen, daß die Dauer ihres Verpuppungszustandes durch äußere Einwirkungen beeinflußt wird. Puppen verschiedener Schmetterlingsarten, beispielsweise des Nachtpfauenauge, die gegen Anfang des

Herbstes längere Zeit sehr trocken gelegen haben und darauf angefeuchtet werden, lassen nach zwei bis drei Wochen die Falter ausschlüpfen, die sonst erst im Frühjahr erschienen wären. Unter violettem Licht findet eine Beschleunigung der Entwicklung der Puppen statt. Am bemerkenswertesten aber ist es, daß sich durch eine Erhöhung der Temperatur die Dauer der Verpuppung außerordentlich verkürzen läßt. Der Schmetterlingszüchter vermag die Puppen einer ganzen Anzahl von Schmetterlingsarten ebenso zu treiben, wie der Gärtner seine Pflanzen. Werden diese Puppen Mitte Januar in das geheizte Zimmer gebracht, so schlüpfen die Falter bereits im Januar und Februar aus, während dieses sonst erst im Frühling geschehen wäre. Was hier durch künstlichen Einfluß erreicht wird, kann auch anderweitig ohne unmittelbares menschliches Zuthun zu stande kommen. Raupen, die in große Laubhaufen, Strohdienste, in warme Ställe einwandern und sich hier verpuppen, erhalten als Puppen eine Wärmezufuhr, die denjenigen in einem geheizten Zimmer sicher entspricht. Infolgedessen wird auch hier die Entwicklung zum Falter beschleunigt, und so sehen wir denn eines Tages einen Mauerfuchs oder einen Citronenfalter fröhlich durch den noch winterlich kahlen Garten schweben.

Eine ganze Anzahl von Käfern überwintert bis zum nächsten Jahr in geschützten Verstecken. Das ist beispielsweise bei dem niedlichen Marienkäferchen oder Sonnenfälbchen. Man kann sie häufig ancheinend ledlos unter der Borke der Bäume auffinden. Bringt man sie in das warme Zimmer, so erwachen sie aus der Kältestarre und breiten die Flügel zum Fluge aus. Diese und andere Käfer werden ebenfalls zuweilen Schlupfwinkel aussuchen, wo sie wärmer als gewöhnlich sitzen. Wirkt dann auf diese Plätze später noch die Sonne, so wird, wie im geheizten Zimmer, ihre Ruhezeit verkürzt, und sie schwirren wagemutig davon. Ganz ähnlich verhält es sich mit den Käfern, welche im Puppenzustande im Erdboden verweilen. Von den Eingerlingen, den Larven des Maikäfers, weiß man, daß nicht alle bereits nach drei Sommern die Verpuppung eingehen, sondern daß dies bei einem Teil erst nach dem vierten Sommer geschieht. Die aus diesem letzteren hervorgehenden Käfer werden schon an sich in ihrer Entwicklung schneller vorschreiten. Spielt sich dann noch der Umwandlungsprozeß in einer Bodenstelle ab, die durch Laubausschüttungen, Komposthaufen oder aus anderen Gründen, die wir sogleich kennen lernen werden, zufällig höher erwärmt wird, so wird sich damit ebenso eine Beschleunigung verbinden, wie sie bei den Schmetterlingspuppen durch die erwähnten Versuche nachgewiesen worden ist. Dann steigt der Maikäfer bereits zu einer Zeit empor, wo seine Artengenossen noch fest im Erdboden schlummern.

Es wurde soeben angedeutet, daß die Erwärmung des Bodens nicht gleichmäßig ist. Und zwar ist sie auch dann nicht überall gleichmäßig, wenn die Erwärmung nur von der Besonnung ausgeht. Die Oberflächenbeschaffenheit, Rauheit oder Glätte, die Neigung der Flächen, die Wärmeleitung des Bodens, seine Eigenwärme je nach seiner Zusammensetzung können große Verschiedenheiten zur selben Tageszeit in der Temperatur zweier benachbarter Bodenstellen herbeiführen. Auch die Farbe ist bei der Erwärmung stark beteiligt. Wenn Weiß von den leuchtenden Sonnenstrahlen 100 Wärmeeinheiten aufnimmt, so verliert Hellgelb 102, Dunkelgelb 140, Hellbraun 198 und Schwarz 208 Wärmeeinheiten. Man hat in unseren Breiten an besonders begünstigten Stellen eine Bodentemperatur von 60° C. gemessen. Aber nicht nur die Erdoberfläche erwärmt sich, sondern ebenso alle Gegenstände, die sie trägt. Mauern und Felswände erhitzen sich in hohem Grade und werfen einen großen Teil der Licht- und Wärmestrahlen zurück. Desgleichen steigert die Wärmeleitung von Wasseroberflächen die Wärmezufuhr der Umgebung sehr erheblich. Am Rhein wie am Genfer See trägt diese Wärmeleitung wesentlich zur Traubenzüre bei. Am Genfer See macht die gespiegelte Wärme, namentlich bei Tiefstand der Sonne, 28—30 Prozent der Erwärmung durch unmittelbare Besonnung aus. Ähnlich wie Wasseroberflächen wirken Schneeflächen. Wärme aber ist das Hauptfordernis für das Erwachen der Pflanzengattung im Frühjahr. Kräuter, Sträucher und Bäume, bei denen zufällig in einem Frühjahr mehrere der erwähnten Faktoren zusammenfallen, um den Boden und den Pflanzenkörper selbst kräftig zu erwärmen, werden darum früher grünen und ihre Blüten entfalten als die Pflanzenindividuen der gleichen Art in der Nachbarschaft, die sich aber nicht derselben hohen Wärmezufuhr erfreuen. Wie die Wärme die Entwicklung der Pflanzen beschleunigt, sehen wir an dem Treiben der Frühjahrsgewächse durch die Kunstmärtner. Aber es braucht nicht einmal die ganze Pflanze eine außergewöhnliche Erwärmung zu erfahren. Man hat gelegentlich den Ast eines Kirschbaums, der an einem Warmhaus stand, in dasselbe hineingezogen. Während das außerhalb befindliche Gezweig in der Winterruhe weiter verharzte, blühte der hereingezogene Ast bereits im Januar. Eine ähnliche teilweise Erhöhung der Erwärmung kommt auch in der freien Natur zuweilen vor, und sie erklärt die vorzeitige Entwicklung einiger Triebe eines Strauches oder Baumes.

Die Frühlingsboten liefern uns nicht eine sichere Gewähr für die kommende Witterungsgestaltung. Aber dennoch wollen wir sie freudig begrüßen. Denn sie sagen uns immerhin, daß sich die Natur zum Empfange des Frühlings vorbereitet und daß wieder nahe gerückt ist die Zeit des Lichtes, der Farben und des Duftes.

Der Kaiser und die Hannoveraner.

Von Fr. Frhrn. von Dindlage. Mit vierzehn Abbildungen.

„Waren Sie denn auch dabei? Ja? O bitte, erzählen Sie!“ Wie oft mag wohl diese Frage, diese Bitte in den letzten Tagen des Januar und im Februar dieses Jahres an mich gerichtet worden sein! Und nachzufragen, „wobei“ ich denn gewesen sein sollte — das war überflüssig, denn kurz vorher hatten alle Zeitungen geschrieben über den Kaiserbesuch bei den „alten Hannoveranern“.

Der Kaiserbesuch ist nun auch die indirekte Veranlassung zur Herstellung der Bilder geworden, die diesen Textworten zugehören. Die Textworte aber entstanden wieder — gleichsam als Antwort auf alle die Nachfragen, die bezüglich der „Traditionen“ und der „Inschriftbänder“ der hannoverschen Regimenter von neuem hervorgerufen waren — durch den „Kaiserbesuch“ vom 24. Januar.

Es dürfte der Mehrzahl der Leser — auch der Leserinnen — noch erinnerlich sein, daß vor nunmehr vier Jahren unser Kaiser den Bewohnern der Provinz Hannover, uns Hannoveranern, in so sinnreicher und wohlwollender Weise eine Ehrung — eine Ehrung auch den Manen unserer längst heimgegangenen Väter — dadurch erwies, daß er die ruhmreichen Kriegsthaten althannoverscher Truppen in der Erinnerung der Völker, der Armee, in der Kriegsgeschichte neu zu beleben strebte. Die Geschichte der jungen Regimenter hannoverschen Erstes, die im Kriege 1870/71 in so manchem heissen Ringen, in so manchem Siege von neuem die Soldatentugenden des niedersächsischen Stammes betätigten, wurde durch kaiserliche Ordre zurückgeführt auf die althannoverschen Truppen, in denen die Vorfahren der Kämpfer von Spichern, Meg, Beaune la Roland und Le Mans einst in Gibraltar, bei Krefeld, Minden, Waterloo und in Spanien sieghaft fochten.

„Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß jetzt alle früheren Angehörigen der hannoverschen Armee die lange entbehrte Stätte wiederfinden werden, an der sie im Kreise der jüngeren Kameraden den stolzen Erinnerungen der Vorfahren leben können!“ So lautete der Schlußjaz der Kaiserlichen Ordre, und auch Männer aus den ältesten Jahrgängen, — ohne Unterschied, ob sie auch unter preußischen Fahnen kämpften oder seit dem ehrenvollen Kampfe von Langensalza den Degen nicht mehr zogen — wurden in echt kameradschaftlicher Weise in den Regimentern willkommen geheißen, zu denen sie nun als „alte Herren“ gehörten.

Das den Althannoveranern so oft und in so gnädiger Form bewiesene Wohlwollen des Kaisers fand nun in dem Erscheinen Sr. Majestät bei Gelegenheit der kameradschaftlichen Zusammenkunft im „Hotel Kasten“ in Hannover am 24. Januar eine neue, schöne Bestätigung.

„Seit ich erfuhr, daß der Tag der Traditionenverleihung alljährlich festlich begangen wird, hat es mir besonders am Herzen gelegen, auch einmal bei der Feier der hannoverschen Kameraden zu weilen und mit ihnen zu Tische zu sitzen!“ So lauteten des Kaisers eigene Worte, an den Altersvorsitzenden, den Obersten Blumenbach, gerichtet. Und in schönen, kraftvollen Worten gab dieser der Freude der vierzig „Alten“ über den neuen Gnadenbeweis Ausdruck. Er ging dann auf die Veranlassung der Feier des Tages über, auf den Entschluß, durch den der Kaiser die Überlieferung althannoverscher Waffenehre, wieder an das lebendige Leben knüpfte! „Nicht nur aus Geschichtsbüchern erfahren jetzt unsere Söhne, unsere Enkel von den glorreichen Thaten ihrer Vorfahren. Das danken sie, das danken wir Ew. Majestät hochherzigem Erlasse!“



1. Helmadler und Ehrenbänder des preußischen X. Armeekorps.



2. Helm der Garde du Corps bis 1837.



3. Helm der Garde-Kürassiere bis 1837.



4. Helm der Kürassiere bis 1848.

Und nachdem das begeisterte „Hurra“ auf den Kaiser kaum verklungen war, ergriff der Monarch selbst das Wort: Zu seiner Freude sei seine Kabinettordre nicht toter Buchstabe geblieben. „Die alten ruhmreichen Namen werden den Niedersachsen jetzt täglich vor Augen geführt, und jeder hannoversche Soldat trägt sie mit Stolz als Auszeichnung“, hieß es wörtlich in des Kaisers Rede, die mit einem „Hoch“ auf die ehrenvolle Überlieferung der hannoverschen Armee schloß.

Als dann der Kaiser die Tafel aufhob, mit freundlichem Gruße die Gesellschaft verließ, da fand die Freude über die Ueberraschung auch im Wortausche den lebhaftesten Ausdruck. Mit Stolz wurde darauf hingedenkt, daß Seine Majestät selbst am Tschapka die alten Ehrennamen der hannoverschen Armee trägt und damit das Andenken unserer Vorfahren ehrt, — jene Namen, auf die er in seiner Rede hinwies, — von denen er sagte, jeder hannoversche Soldat trage sie mit Stolz als eine Auszeichnung. Die frische Belebung des Interesses aber, die durch den Kaiserbesuch bei den Hannoveranern sich plötzlich in ganz Deutschland für die Hannoveraner und ihre kriegerische Vergangenheit wieder geltend machte, sie hat auch im Hannoverlande erst völliges Verständnis geschaffen für

— die „Namen“, für ihre historische wie ethische Bedeutung.

Vielleicht folgt einer oder der andere meiner Landsleute oder Freunde mir mit freundlichem Interesse durch die Sammlung althannoverscher Armatur- und Ausrüstungsstücke, welche diese Namen trugen, um sie dann der Auseinandersetzung gegenüber zu stellen, wie sie für diejenigen hannoverschen Regimenter zur Einführung kam. Freilich — meine Sammlung besteht nur aus Bildern; die Originale dazu wurden mir gütigst durch den Kommandanten des Zeughauses, Generalleutnant von Usedom, durch den Oberst von Poten, den General der Infanterie Frhr. von Hammerstein &c. zur Verfügung gestellt. Und es liegt nahe, daß wir zuerst die Namen näher betrachten, die dem Regimenter vererbt wurden, dessen Uniform unser Kaiser so oft selbst trägt — des Königs-Ulanenregimentes. Auf dem Tschapka-Adler erkennen

wir (Abb. 1 unter a) über dem Stern des Schwarzen Adlerordens (Gardestern) die Inschriften „Peninsula“, „Waterloo“ — „Garzia Hernandez“.

Die Inschriften des Auszeichnungsbandes wurden dem Regimenter mit den Traditionen des Regiments verliehen, das nunmehr das Stammregiment der Ulanen ist, — der hannoverschen „Garde du Corps“.

Sehen wir die alten Helme dieses Regiments (Abb. 2, 3, 4), so zeigt sich der Übergang vom englischen Hannover zum Königreiche und zugleich spricht sich die Anlehnung an preußisches Heerwesen unter Ernst August in den Formen des letzten Modells (Abb. 9) deutlich aus. Den bis zuletzt unverändert gebliebenen Kürass der Garde du Corps finden wir auf Abb. 11. Er wurde für die Offiziere mit echten Beschlägen geliefert. Auf Abb. 12 erkennen wir auch die silberne Offizier-Kartouche dieses Regiments — mit den gleichen Schlachtnamen geziert.

Die Inschrift „Waterloo“ war allen Truppenteilen der hannoverschen Armee gemeinsam verliehen — als ein Erinnerungszeichen an die glorreiche Schlacht, in der am 18. August 1815 die Hannoveraner an der Seite der Verbündeten und der Waffengefährten aus dem Siebenjährigen Kriege die Macht des Korsen endgültig niederwarfen.

Die Mehrzahl bedeutungsvoller Ehrennamen für die hannoverschen Truppen entstammt aber den Kämpfen der englisch-deutschen Legion auf der spanischen Halbinsel, jener Legion, aus der eine große Zahl der späteren hannoverschen Regimenter direkt hervorging. Alle diese Regimenter trugen daher das Motto „Peninsula“.

Den Ruhmesstitel „Garzia Hernandez“ erwarb sich aber das Stammregiment der Königsulanten in Gemeinschaft mit dem hannoverschen Garde-Kürassierregiment im Peninsularkriege durch eine besonders kühne That, über deren Verlauf ich den trefflichen Aufzeichnungen des Oberst von Poten, freilich in knappster Zusammenschiebung, folge: „Den beiden Regimenter — damals noch 1. und 2. Dragonerregiment der Legion und 1803 resp. 1805 gestiftet — war es erst im Jahre 1811



5. Dragonerhelm.



6. Käppi der Garde-Jäger.



7. Stabsoffizier-Käppi der fahrenden Artillerie u. Infanterie.



Sevillanerin. Nach dem Gemälde von Carl Sohn.



nach langem, vergeblichem Hoffen gelungen, von Irland aus endlich eingeschifft und auf den spanischen Kriegsschauplatz, die „Peninsula“, befördert zu werden, wo inzwischen durch Jahre die übrigen Legionenregimenter Ruhm und Ehren erfochten hatten. Über bis zum Januar 1812 hatte sich den Dragonern auch in Spanien keine Gelegenheit geboten, sich ihrer kriegerischen Erfahrungen Kameraden ebenbürtig zu zeigen. Endlich am 23. Juli 1812 sollte sich dennoch auch die schwere Dragoner-Brigade im Kampfe bewähren.

Am 22. hatte Wellington den Marschall Marmont bei Salamanca geschlagen. Zur Vorhut, die am 23. die Verfolgung auf der Straße nach Valladolid aufnehmen sollte, stießen auch die Dragoner unter General von Bock. Wellington, furchtend, der Feind möchte ihm entweichen, ließ die Kavallerie — eben die Dragoner der Legion und eine englische Reiterbrigade — vortraben, ohne die Infanterie abzuwarten. Schon nach einer Meile stieß man auf den Feind, zuerst Kavallerie, die durch Rittmeister von Hattorf geworfen wurde. Dann aber zeigten sich in der Nähe von Garzia Hernandez — eines einzeln, ziemlich frei in der Ebene liegenden Gehöftes — die Infanteriemassen der feindlichen Nachhut. Mit Ungezüm warfen sich die Schwadronen, so wie sie aus dem steinigen Hohlwege sich entwickeln konnten, auf die feindlichen Carrés des französischen 76. Linienregimentes. Rittmeister von der Decken griff das erste Bivouac an, fiel aber durch das Knie geschossen. Rittmeister von Uslar tritt an seine Stelle vor der Front, und hinein stürmen die Dragoner in die Reihen des Feindes, alles niederrittend, was nicht die Waffen streckt. Noch wütet hier der Kampf, als Rittmeister von Reitzenstein mit seiner Schwadron ein zweites Bivouac, aus zwei Bataillonen des 6. leichten französischen Regiments bestehend, überreitet. Durch den ersten stürmischen Angriff der Hannoveraner ist das Vertrauen der Franzosen erschüttert, — sie schießen zu hoch, und im Siegeslauf werden sie überrannt — vernichtet. Wohl versuchen die Trümmer sich im Schutz eines Grabens von neuen zu sammeln, aber schon stürmt jetzt auch die vorderste Schwadron des 2. Dragoner-Regimentes unter Rittmeister von Marschall heran und stürzt sich, unterstützt durch Tumetti, auf die eben zum Entsat herangaloppierende feindliche Kavallerie, während die 1. Dragoner, trotz Graben und Feuer, unaufhaltsam vordringen. Der Erfolg war ein vollständiger. Die aus drei Bataillonen bestehende Infanterie der feindlichen Nachhut wurde zu Gefangenen gemacht. Wellington selbst schrieb in seinem Schlachberichte: „Ich habe niemals einen kühneren Kavallerieangriff gesehen, als den der schweren Dragonerbrigade der Legion unter Generalmajor von Bock,“ und der Kommandeur der französischen 1. Division, General Foy schrieb — als Augenzeuge: „Den kühnsten Angriff mache der Hannoveraner Bock an der Spitze der schweren Reiter-Brigade der Deutschen Legion.“

Auf Seite 15, unter Abb. 6 finden wir einen Tschapka-Adler, der ebenfalls auf dem Auszeichnungsbande die Namen „Peninsula“, „Garzia Hernandez“, „Waterloo“ zeigt.



8. Offizier-Käppi des Garde-Regiments.



9. Helm der Kürassiere bis 1866.

Es ist der Adler des 2. hannoverschen Ulanen-Regimentes Nr. 14, das seine Abstammung im hannoverschen Garde-Kürassier-Regimente fand. Dies Regiment ging aus dem 2. Dragoner-Regiment der Legion hervor, dessen Bravour wir soeben kennen lernten. Wie die „Vorfahren“ der 14. Ulanen einst ihr Haupt, ihre Brust schützen, das mögen die Abbildungen auf den Seiten 16, 17 und 19 verdeutlichen.

Der Ehrennamen trägt das Band des Husaren-Regimentes Königin Wilhelmina der Niederlande (hannoversches) Nr. 15 — Seite 15 unter c.

Das Regiment ererbte diese Auszeichnung durch seine Abstammung von den beiden ehemaligen hannoverschen Husaren-Regimentern, und auf der Abb. 14, S. 19 ist ersichtlich, wie die Namensbänder von diesen an der Kopfbedeckung getragen wurden. Die Devisen „Peninsula“, „Barossa“ überkamen vom Königin-Regiment, die Namen „Waterloo“, „El Bodon“ vom Garde-Husaren-Regimente. Auf dem Sammelbilde Abb. 12 S. 18 wurden auch die Mannschafts-Feldbinde, der breite Husarenfäbel, das Mannschaftsbandelier mit Karabinerhaken zum Tragen der Kolbenpistole und eine Mannschaftsfeldflasche (Kantine), ein Fäschchen, aus dessen Größe keine falschen Rückschlüsse auf die Solidität der hannoverschen Soldaten zu ziehen sind, wiedergegeben. Daneben ein Kavallerie-Offiziersfäbel, ein solcher der Infanterie mit dem Königlichen Namenszuge und ein Offizier-Bandelier mit „Giberne“, wie sie für Husaren und Dragoner vorgeschrieben waren.

Die Kürassiere trugen nicht den Kettenstahl mit den „Räumnadeln“.

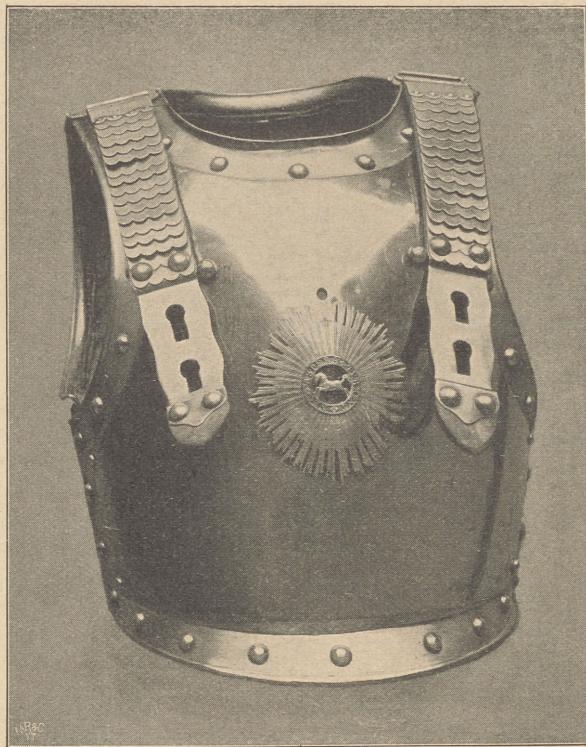
Die Inschrift „Barossa“ verdecken nun die 15. Husaren einem „galant fight“ der 2. Legion-Husaren (späteren Königin-Husaren) an der Küste des Atlantischen Ozeans.

Nach einem alten Wartturm, 21 Kilometer südlich Cadiz, wurde ein Gefecht benannt, in dem der englische

General Graham den Angriff des an Kräften weit überlegenen Marschalls Victor zurückblug. Zum Erfolge des Tages — des 5. März 1811 — gab eine glänzende Attacke der Husaren, besonders der Schwadron des Majors von dem Busche, den Auschlag, während ein paar Monate später, am 25. September, das 1. Husaren-Regiment der Legion (später Garde-Husaren) sich die Siegespalme und den Ehrennamen in blutigem Kampfe bei El Bodon errangen. Zum Schutz des Rückzuges, resp. der Deckung der Vereinigung seiner Truppen hatte Marschall Wellington ein englisches Bataillon, zwei englische Schwadronen, zwei portugiesische Batterieen und das genannte Husaren-Regiment (drei Schwadronen) bei El Bodon auf einem Schluchtenabschnitt, felsigen Berggrünen aufgestellt. Gegen dieses Häufchen führte der französische General Montbrun in drei Kolonnen eine Streitmacht von 14 Bataillonen, 30 Schwadronen und 12 Geschützen. Ihrer Übermacht sicher, marschierten die französischen Schwadronen der Avantgarde auf der Heerstraße bis dicht vor die, an der Tete, hinter der Höhe haltende Husaren-Schwadron des Rittmeisters Poten (beiläufig einer von sechs in der hannoverschen Legion als Offiziere dienenden Brüdern). Als sie auf 50 Schritte herangekommen waren, stürzte sich der tapfere Rittmeister, völlig überraschend, „mit jener Entschlossenheit und Kühnheit, welche so oft den Sieg über physische Übermacht



10. Helm der reitenden Artillerie.



11. Käraß der Garde du Corps.

erringen (Beamish II, 18.), auf des Feindes Spieze und warf die feindlichen Reiter in großer Verwirrung gegen die eigenen nachrückenden Truppen zurück. Jetzt eilte Rittmeister Bergmann mit einer zweiten Schwadron des Regiments zu Potens Hilfe vor, und in vereintem Ansturme trieben die Hannoveraner die feindlichen, in einander gedrängten Kolonnen den kaum erstiegenen Abhang wieder hinunter. Die neuen vordringenden Heerhaufen Montbruns ereilte das Los der Avantgarde, denn auch die dritte Schwadron unter Rittmeister von Gruben warf sich im Verein mit den englischen Dragonern an anderer Ausgangsstelle den feindlichen Reitern entgegen, während die englische Infanterie in Linie vorrückte und Geschütze eroberte, deren Bedienung nach tapferem Kampfe niedergehauen war. Erst nachdem in heldenmütiger Aufopferung — im Wetteifer aller Waffen — die Stellung durch mehrere Stunden gehalten war, ließ Wellington den Befehl zum Rückzuge vor dem in immer größeren Heersäulen vordringenden Feinde erteilen. Rittmeister Bergmann fiel als Held. Rittmeister Poten aber hatte dem Regimente die ehrenvolle Devise „El Bodon“ mit Verlust eines Armes erkauft. In Wellingtons Tagesbefehl wurde der Kampf bei El Bodon als „ein ganz vorzügliches Beispiel, der Nachahmung würdig, für ähnliche Fälle“, gekennzeichnet.

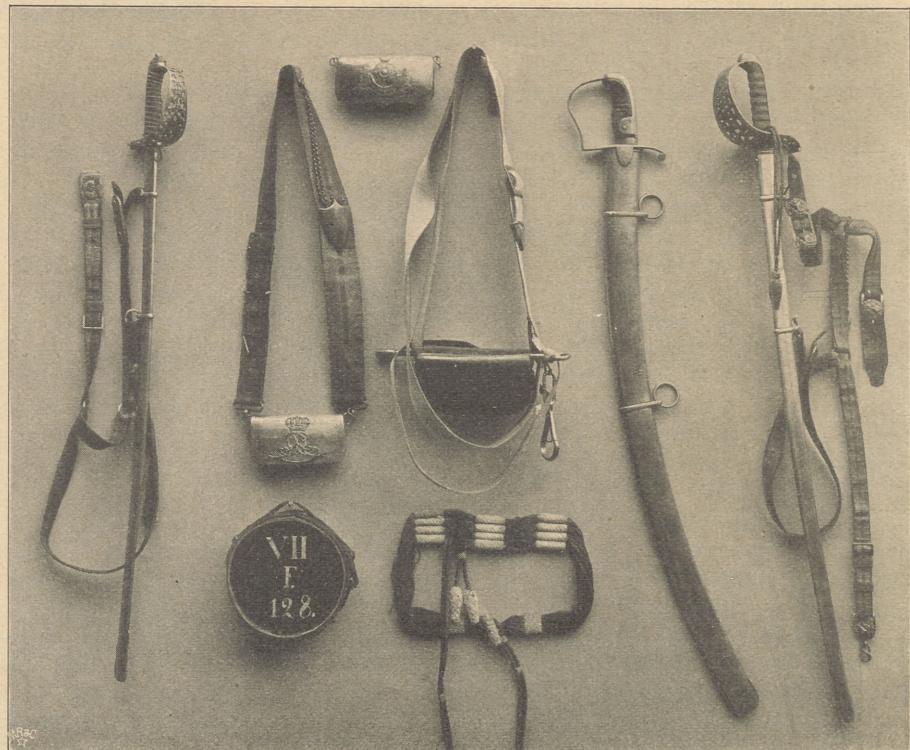
Drei Ehrennamen trägt auch das Band am Tschako des 10. Jäger-Bataillons (Abb. S. 15 unter d). Außer dem „Peninsula“ und „Waterloo“ lesen wir die Worte: „Venta del Pozo“, zu deutsch: „Wirtshaus zum Brunnen“. Seinen Ursprung aus den vier im Jahre 1803 gestifteten hannoverschen Jägerbataillonen herleitend, hat das Bataillon von den Garde-Jägern die letzte Devise ererbt. Auf S. 16 unter Abb. 6 sehen wir das Käppi

eines Korporals der Garde-Jäger. — Am 23. Oktober 1812 war das damalige leichte Bataillon der Legion unter Oberst Colin Hackett in der Nachhut der Truppen Wellingtons, die nach vergeblichem Versuche, Burgos zu nehmen, sich zurückzogen. Bei Venta del Pozo wurde die Nachhut von den Franzosen heftig angegriffen. Dem Heldenmuth des Bataillons gelang es, der Truppe den nötigen Vorsprung durch Festhalten des Feindes zu gewinnen.

Auf dem Sammelschilde S. 15 erkennt man ferner in den Helmdildern e und f neben den Devisen „Peninsula“ und „Waterloo“ den Namen „Görde“.

Diese Adler werden vom 1. Hannoverschen Dragoner-Regiment Nr. 9, resp. vom Feldartillerie-Regiment v. Scharnhorst (1. hannoversches) Nr. 10 an den Helmen getragen, und die Ehrennamen sind die Erbschaft der hannoverschen Stammtruppe — Regiment Herzog von Cambridge-Dragonier und Artillerie-Brigade. Auf S. 16 Abb. 5 erkennen wir einen hannoverschen Dragonerhelm — von Stahl und schwarz lackiert — während Abb. 10 auf S. 17 den Helm der reitenden Artillerie wiedergibt. Die Fußartillerie (fahrende) trug das Käppi gleich dem der Infanterie (Abb. 7, S. 16). Der Name „Görde“ stammt aus einem Gefechte vom 16. September 1813 beim gleichnamigen Orte, in welchem beide Truppenteile in treuer, brüderlicher Gemeinsamkeit fochten und siegten. Schon hatten an jenem Tage die Schwadronen des damaligen 3. Husaren-Regimentes, vom Kampfesfeuer hingerissen, sich einzeln eingesezt, schon waren zwei der Rittmeister, von Biela und von Hugo, gefallen, und den Chef der 3. Schwadron, — die Regimenter zählten alle nur drei Schwadronen — von Both, traf dasselbe Soldatenlos, ohne daß nachhaltige Erfolge erzielt waren, als dann endlich die Aufgabe an das Regiment herantrat, den wankenden Feind endgültig niederzuwerfen. In gemeinsamer, ungestümer Attacke und unter heldenmütiger Unterstützung durch die reitenden Batterien Kühlmann und Sympfer, von der Kavalleriedivision Dörnberg, gelang es den Husaren (späteren Cambridge-Dragonern) die feindliche Infanterie völlig niederzureißen.

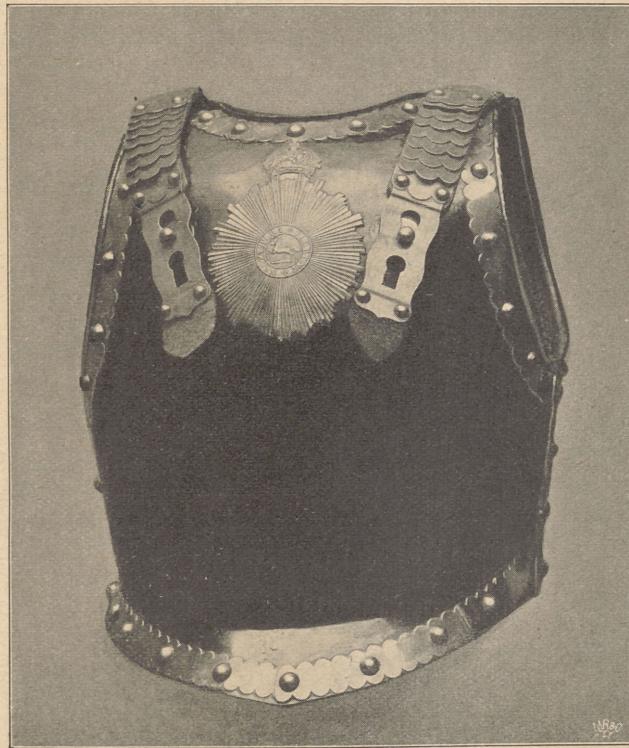
Die Namen „Peninsula“, „Waterloo“ tragen im Ehrenbande des Helmdilders (Sammelschilde S. 15 unter g u. i.) das Füsilierregiment General Feldmarschall Prinz Albrecht von Preußen (hannoversches) Nr. 73, das aus den hannoverschen Regimentern Garde und Nr. 7 hervorging — und das Pionier-



12. Hannoversche Offizierswaffen und Gibernen. Englische Husarenäbel.

bataillon Nr. 10, dem hannoverschen Ingenieurkorps seine Geschichte bis 1866 verdankend. Das Bild des Parade-Käppis eines Leutnants vom Garde-Regiment auf S. 17, Abb. 8, veranschaulicht die Anbringung der Ehrennamen.

Alle hannoverschen Truppenteile, bis auf das erst 1838 gegründete Leibregiment, hatten am glorreichen Kampfe bei Waterloo teilgenommen, und den Erben ihrer Traditionen fiel daher auch durch Allerhöchste Gnade das Recht zu, den Namen am Helmadler zu führen, der das Ende der Knechtschaft unter französischem Joch bedeutet. Auf dem Sammelschilde S. 15 finden wir unter k den Helmadler des 2. hannoverschen Dragoner-Regimentes Nr. 16, das seine Traditionen vom hannoverschen Regimente Kronprinz-Dragoners erhielt, und unter h den Helmadler der Infanterie-Regimenter 164, 74, 165, 77, 78, die aus den 1813 gegründeten hannoverschen Regimentern 2, 3, 4, 5, 6 ihren Ursprung herleiten dürfen. Abb. 7 auf S. 16 zeigt die Anbringung des Auszeichnungsbandes auf dem Käppi eines hannoverschen Infanterie-Stabs-Offiziers.



13. Garde-Kürassier-Kräß.

Noch ist hier einer fernerweiten Allerhöchsten Auszeichnung hannoverscher Truppen zu gedenken, die in einem um den rechten Unterarm zu tragenden blauen Bande mit dem in Gold eingewirkten Namen „Gibraltar“ besteht. Auf dem Sammelschilde S. 15 finden wir die Wiedergabe unter l.

Das Füsilier-Regiment General-Feldmarschall Prinz Albrecht (hannoversches) Nr. 73, das Infanterie-Regiment von Voigts-Rheb (3. hannoversches) Nr. 79 und das hannoversche

Jäger-Bataillon Nr. 10 tragen dieses Abzeichen, das einst, am 2. Februar 1783, nach tapferer, 3 Jahre, 7 Monate und 25 Tage dauernder Belagerung der Festung „Gibraltar“ durch die Franzosen und Spanier, vom Könige von England den drei hannoverschen Bataillonen verliehen wurde, die er für seine rein englischen Interessen hatte einschiffen und um den Besitz der wichtigsten Mittelmeerposition so lange hatte kämpfen lassen, bis diese endgültig in den englischen Besitz übergingen und auch darin verblieb. Die drei Bataillone, die neben der Nummer beständig die Bezeichnung „Gibraltarisches Bataillon“ führen sollten, erhielten außer dem oben bezeichneten Ehrenbande auch eigenartige Fahnen und Bärenmützen mit dem Bilde des Felsens. Zwar hörte diese Truppe auf zu existieren, als die hannoversche Armee durch die unglückliche Elbkonvention vom 3. Juli 1803 aufgelöst wurde. Aber auch der Soldatenruhm der Bataillone von Gibraltar wurde durch die gnädige Bestimmung unseres Kaisers in der neuen Armee erhalten, und das hannoversche Armeekorps, die Hannoveraner, gedenken in Dankbarkeit für alle Zeit so hochherziger Ehrung unseres niedersächsischen Stammes, in der Belebung vergangener Kriegsthaten.



14. Hannoversche Pelzmütze.

„Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus.“

Novelle von Frida Schanz.

Vom Kummer eines kleinen Jungen will ich erzählen, von einer winzigen wehen Kummerstelle in einem fröhlichen Jungenherzen. Denn diese kleine Wunde hat manchmal ganz toll gebrannt.

Es war aber auch eine fortgesetzte Kränkung. —

Alle vier Geschwister Egberts waren musikbegabt. Die Eltern wußten kaum selbst, woher dieser Segen ihnen kam. Mit bescheidenem Können und viel feinem, tiefem Sinn waren sie beide selbst im Reiche der Töne zu Hause. Aber aus dieser unscheinbaren Wurzel dies reiche Blühen! Es war ihnen immer wieder wie ein Wunder, daß sie mit stolzer und doch stiller Freude hegten. Keine hohen unsicheren Pläne wollten sie auf die Begabung ihrer Kinder bauen. Erwies sie sich stark genug zum Lebensberuf für eins oder das andere, so wollten sie dies dankbar begrüßen. Vorläufig waren drei der vier kleinen Musikkanten aber Schulkinder wie alle anderen, weder beängstigend gute noch beängstigend schlechte. Die Musik ging nebenher, als ein Zweigzweig wie alle anderen, freilich als der allerbegünstigste. Von ihm ging ein Freuden-

und Schönheitshauch über das begnadete Haus. Das beselte, schon echt künstlerische Geigenspiel des sonst so treuerherzig kindlichen, kaum dreizehnjährigen Ältesten mit seiner siegenden Gewalt, Fritz und Elses gutes, exaktes, von angeborenem musikalischem Verständnis zeugendes Klavierspiel, ersteres ordentlich meisterlich kräftig, letzteres von perlender Geläufigkeit, förmlich von höherem Schwung und Ahnen verklärt, korrekt bis ins winzigste Notenteilchen, — eine Freude war's, es anzuhören.

Kein edler Meister wurde gekränkt bei diesen unbewußten Kinderkonzerten, — jede einfache Übungsstunde war ein solches. — Die großen Toten hätte man sich lächelnd dabei denken können im Grab.

Nun fing das fünfjährige Främlchen auch schon an, sich mit dem schlanken Zeigefinger die Sonatenmelodien der Großen merkwürdig richtig auf dem Flügel zusammenzusuchen.

Zwischen Else und dieser Kleinen aber hatte die Natur für den neuen Kraftansatz auf musikalischem Gebiet auch absolut gespart. Und diese Lücke, — das war eben der kleine Egbert.

Dieser liebe Junge mit dem offenen Gesicht und den dunkelbraunen Zwinkeräugen war so unmusikalisch wie ein Reibeisen oder ein Tischbein. Jeder Vergleich mit irgend einem der Musik völlig unverwandten Instrumenten genügt. Nur daß diese Dinge nichts mit der Musik zu thun haben.

Egbert aber spielte.

Im Schweiße seines Angesichts, bald dicht auf die Tasten, bald dicht auf die Noten starrend, hatte er im Laufe eines Jahres mit seinem geduldigen Lehrer, den er nur selbst an Geduld übertraf, den ersten Teil einer „Klavierschule“ durchgepaukt; dann glaubte sich der Meister aus Rücksicht auf sich und den Geldbeutel der Eltern zu einer offenen Erklärung verpflichtet.

Hopfen und Malz sei an Egbert verloren. Hier liege eine absolute Unbegabung vor, und bei des Jungen rührendem Fleiß koste die vergebliche Anstrengung auch noch kolossale Kräfte. Das einzige Vernünftige sei, Egbert höre mit den Stunden und mit der Musik überhaupt endgültig auf. Das fieberrhafte Lernen und Niekönnen, das ewige Geschüttelt- und Gerüffeltwerden, wenn's auch noch so rücksichtsvoll geschah, müsse dem kleinen Kerl schließlich ein Martyrium sein. Der Junge sei dazu zu schade.

Die Vorstellungen des Lehrers fielen auf den richtigen Boden.

Alles das hatten die Eltern sich längst gesagt. Sie ahnten nur leise, was bei der Freisprechung ihres Sohnes von dem Martyrium kommen würde.

Das tiefste Geprängtsein nämlich.

Egbert fand wohl, er lerne etwas schwer. Aber er fand sich absolut nicht unbegabt. Er fand von allem Klavierspiel der Welt überhaupt nur seines schön; das übrige im Hause ertönende ließ ihn völlig kalt. Sonaten, Etüden, — so

etwas war langweilig! Seine „Stücke“, zweizeitige Tänzchen, Volkslieder und Choräle, das war das einzige, was ihn von der ganzen Musik allein interessierte und auch nur, wenn er sie selber spielte; schon seines Lehrers Vorspielen hatte er dabei als störende Unterbrechungen angesehen. Wie er die Sachen spielte, — ihm gefiel's, — am besten, wenn der Lehrer weit weg war, ihn nicht ewig mit Zählen und vergessenen Vorzeichnungen unnötig aufhielt; und doch hatte er des Lehrers Eigenheiten zu berücksichtigen sich brav bemüht, hatte die überflüssigen Tonleitern unermüdlich für ihn gepaukt, sich für ihn mit Fingerübungen herumgeschlagen! Dies der Lohn!

Die zweite herbe Kränkung seines jungen Lebens! Denn aus der Gesangsstunde im Gymnasium war der kleine Egbert auch höflich hinauskomplimentiert worden, weil er jeden Chor verdürbe durch sein gänzlich falsches Singen. Und dabei war es auch hier wie beim Klavier. Von allem Gesang gefiel Egbert nur sein eigener. Mit leidenschaftlicher Begeisterung stimmte er seine Dissonanzen an.

Die durch den Dispens von der Gesangsstunde gewonnene Freistunde konnte ihn für die Kränkung nicht entschädigen. Er verbrachte sie meist im Turnsaal neben der Aula, aus dem der Gesang der anderen zu ihm herüberströmte. Wie der Vogel in der Luft schwiebte der gewandte, federleichte Junge dann irgendwo hoch oben an einem Balken oder Seil, leicht und frei; aber wie schwer ihm war, was er dabei durchlitt, wenn die draußen die Wacht am Rhein „brüllten“, wie er bewunderungslos sagte, weiß nur er.

Gut! Wenn's die Klaviersstunden auch nicht länger für ihn geben soll, er mußt nicht. Das liegt nicht in seiner Art. Er nimmt sich nur eins mit seiner ganzen Jungensfestigkeit vor; das Klavierspiel gibt er nicht auf, er lernt sich's selber, ohne die dummen Tonleitern und so Kinkerlitzchen.

Die anderen werden schon noch sehen, — ihr blaues Wunder.

Mehr hören mußten sie das.

Egbert, der wie ein Stößvogel aufs Klavier zufloß, wenn es frei war, bereitete sich seine Ohrenschmäuse aus einem gewissen Stolz am liebsten bei geschlossener Thür. Aber er spielte dafür mit kräftiger Macht, die sie nicht im Verborgenen ließ.

Die Kritik erhob sich dafür im Nebenzimmer entsprechend deutlich und laut.

„Eggy, falsch! — Au, Eggy! — Fis, Fis, Fis, mein Junge! — Das ist ja zum Ohrenzerreißen! — Scheußlich, Egbert! — Lieber guter Egbert, kannst Du jetzt nicht mal ein einziges Bißchen mit mir Domino spielen?“

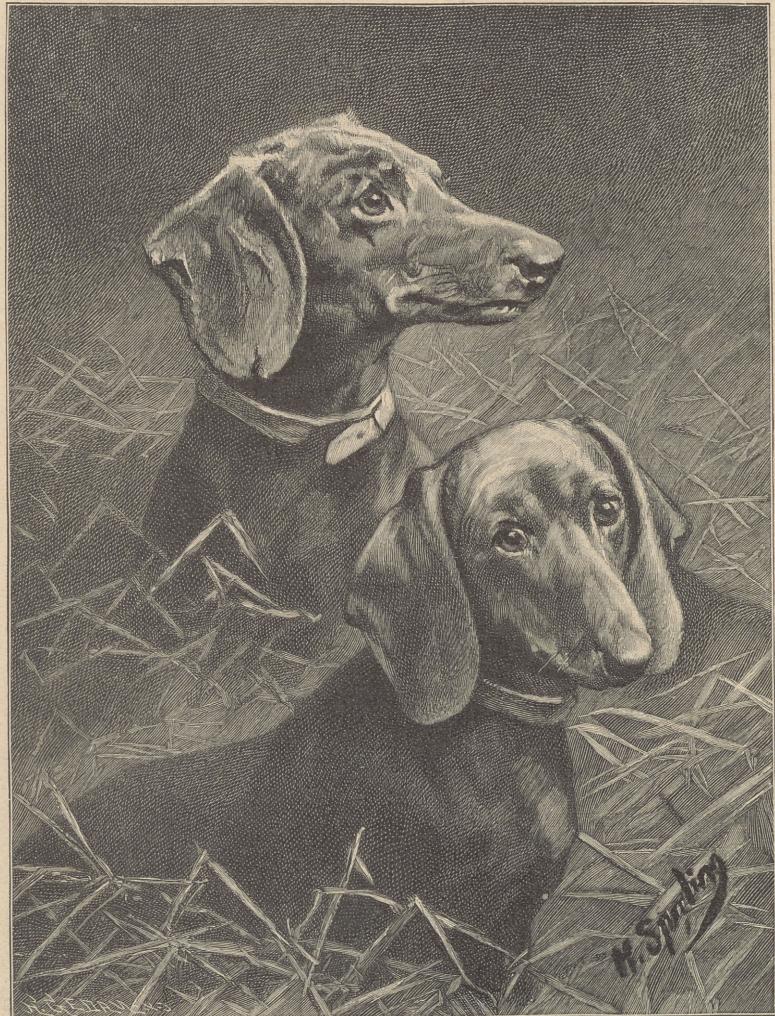
Die feinfühlende Else, der Domino schrecklich war, kleidete den Ausdruck ihrer Pein in die letztere zarte Bitte.

Und Egbert folgte ihr tiefsenklich.

Es waren Menschen, diese seine lieben Verwandten! Nein, wirklich wahr! Wo er die Vorlese jetzt so rasch spielen konnte! Das nicht schön zu finden! Ungerecht einfach! Sein Leben hätt's ihm schon wirklich verbittern können, wenn Tante Findelee nicht gewesen wäre! —

Diese Tante — Ur-Ur-Tante hätte sie wohl eigentlich heißen müssen — sie war in eines krummen alten Frauchens dürftiger Gestalt der lichte Trostengel für Egberts junge Leiden.

Sie war durch sechs unentwirrbare Verschwägerungsverwicklungen mit der Familie verwandt und verließ in jedem Jahr auf zwei Wochen ihr Fräuleinstift, um Justizrats zu besuchen. Jemand wann und wo, vor langer Zeit, von Frühlingsluft berauscht und zu einem Abhang geführt, von wo auch vernünftige Menschen schon oft abgeglitten, war der jetzige Musterbürger und Mustervater einmal des da-



Die vier Temperamente. I und II. Zeichnung von H. Sperling.

mals schon angealterten Fräuleins ewiger Schuldner geworden.

Daher war ein feines Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen ihr und ihm geblieben.

Es gehörte zum Besten in seinem Leben, daß er diesem alten Geschöpf noch ein bißchen Gutes thun durfte. Um die zwei Wochen in seinem glücklichen Haus drehte sich ihres Jahres stilles Leben. Wenn sie da war, fühlte sie schüchtern und bedrückt genug herum, seine beste Herzlichkeit und der Hausfrau ganzer Gütezauber konnten ihr das in den Winkeln sitzen nicht nehmen. Und doch wußte er, was er ihr war. Wenn von den alten Wohlthaten auch kein Mensch mehr sprach. Er wußte, für ihr mattes, stumpfes Leben war sein Glück Genugthuung, Stolz und Glanz.

Und Tante Findeklee, die Schüchterne, Linsische, mit dem ewigen Verlegenheitstaschentuch zwischen den alten Fingern, war Egberts dankbares staunendes Publikum.

Sie verstand von Musik nicht sehr viel. Sie hörte auch nicht mehr sehr gut, sonst hätte sie wohl einmal bei den Nachtigallentönen von Ernst's Geige, die aus der Geschwister Klavierbegleitung sang und jauchzte wie aus Blütengebüscht, den Mund aufgethan.

Ob es mit einer Vorliebe für Egbert, des Vaters kleinem Ebenbild zusammenhang? Ob's eine Abart ihrer angeborenen Bescheidenheit war? Ob sie, die Arme, dem einzigen Armen in diesem Begabungsreichtum wohl thun wollte?

Jedenfalls — ihr gefiel Egberts Spiel! —

„O, wie spielt Du doch schön!“ pflegte sic mit einer gewissen Hingerissenheit zu sagen, wenn der zweifelhafte Künstler mit einem falschen Akkord eine seiner Musikleistungen schloß.

„Mein Junge, spiel Du nun auch!“ flüsterte sie ihm zu, wenn unter dem maßvollen Beifall der Eltern ein Trio der drei Großen schönheitsvoll zu Ende gegangen war.

Und Egbert war seiner Verehrerin gern gefällig.

Stolz setzte er sich auf seinem Lieblingsplatz am Flügel zurecht zur Vorführung seiner Stücke. Zehn Volkslieder, etliche Tänze und zwei Choräle waren jetzt sein Repertoire.

Tegliche Melodie spielte er falsch.

Dafür nahm er sämtliche Begleitungen im Sturmlauf, umgebunden von allen Behinderungen durch Taktgesetze.

Schneidend klang's in die feinen Musikohren der Seinen.

Aber Tante Findeklee lauschte verliebt und verzückt. „Möchtest Du das wohl noch einmal spielen, Egbertchen? Das war prachtvoll! Nein, wie spielst Du doch schön,“ ging ihr Lob.

Und das war Trost und Labsal für den verkannten Künstler. Er gab auf Tante Findeklees Geschmack viel!

„Mutter, ich kann jetzt Lied aus Martha. Tante Findeklee hat's erkannt.“ —

Das war mit so rührender Genugthuung gesagt, daß die Frau Justizrat ihren Hauptmusikanten unbedingt einmal abküssen mußte, um ihr Lachen zu verbeissen.

„Die Freude läßt der sich nicht nehmen!“ dachte sie.

* * *

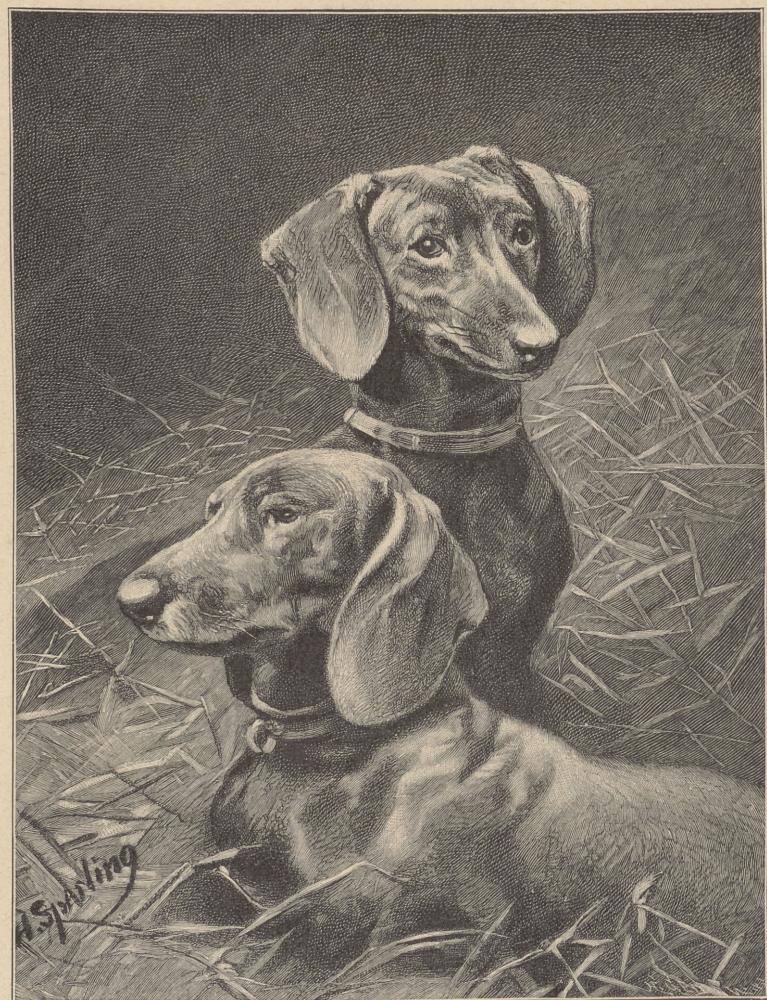
Nein, vorläufig nicht!

Er hat Tante Findeklee bei deren letztem Aufenthalt noch musikalische Wohlthaten erzeigt, die ihr altes Herz und sein junges fester als je zusammenketteten.

Er war aber auch am traurigsten, als das Betrübende geschah, — das Fatale, mit Tante Findeklees Augen gesehen!

Tante Findeklee, die Demütige, ward plötzlich im Hause zur Aufregung verbreitenden Hauptperson.

Sie, die immer kränklich, nie stark gewesen war, erkrankte im Laufe einer Nacht bei den Gastfreunden an einer



Die vier Temperamente. III und IV. Zeichnung von H. Sperling.

Lungenentzündung, so heftig, daß jedes Transportieren ausgeschlossen war.

Sie lag vier Tage in starkem Fieber und großen Schmerzen im kleinen Fremdenzimmer neben dem großen Musikhalon, wimmernd und sich windend, weniger unter der Körperqual als unter dem Gefühl, den Verwandten so viel Sorge, Arbeit und Mühe zu verursachen.

Alle Liebe und Güte konnte ihr das nicht ausreden.

Und doch war diese Güte aufrichtig und echt. Eine so Schwerkranke im Hause, es ist verantwortungsvoll, sehr anstrengend und unbequem; — und doch gab's hier keine Kleinlichkeit der Gedanken. Ein Etwas hob die Herzen des in Liebe einigen Ehepaars.

Das alte stille Dankgefühl gegen die bescheidene Wohlthäterin war noch einmal hell entfacht.

Das ganze Haus diente der Schwerleidenden unbewußt. Aus Respekt vor ihr war alles still, die zartesten Rücksichten herrschten, Flüstern, auf den Fußspitzen gehen. Natürlich kein Klavierspiel im Hause! Alle Stunden waren abgesagt.

Das war das Allerungewöhnlichste, das Feierliche.

Und es ward immer wunderlicher.

Die Mädchen in der Küche hatten vom Tod gesprochen. Finster kam Ernst aus dem Krankenzimmer, in das er einen Augenblick hineingedurft.

Und das fiel alles auf Egberts Herz, so angstvoll, so schwer! Tante Findeklee, die so litt, die vielleicht sterben mußte, war ihm fremd geworden. Eine schauervolle, aufgeregte Spannung war in ihm.

Heute vollends.

Der Doktor war dreimal dagewesen. Die Mutter hatte zu Mittag geweint. Er hat's gesehen. Nun ist sie schon seit Stunden drin, Vater auch. Stumm sitzen die Geschwister am Esstisch, Bücherseitenknistern ertönt.

Da, — die Mutter kommt herein!

Sehr blaß, dabei so glänzend ihr Gesicht, so eigen.

Alle Kinder springen auf.

„Es ist geschehen!“ denkt Egbert, und wie eine fremde feste Hand greift's an sein kleines Herz.

Aber nein!

„Egbert,“ sagt die Mutter sanft, geht gerade auf ihn zu und legt die Hand auf seinen Kopf. „Egbert, die Tante läßt Dich um etwas bitten! Du sollst ihr etwas vorspielen, sie sehnt sich danach.“

Mit ungläubigem Entzücken sieht Egbert seine Mutter an.

Spielen? Das klingt wie Genesung! Wundervoll!

„Ihren Lieblingschoral, Eggi, Befiehl Du Deine Wege.“

Erstaunt ahnungsvoll sieht Bruder Hans Else an. „Mutter, soll ich nicht?“ fragt er dann stockend.

„Nein, Eggi soll!“ sagt die Mutter bestimmt. „Sie wünscht es so.“

Und Egbert ist höchstbeglückt.

Er stürzt nach dem Flügel. Seine Klavierschule mit den vom Blättern zermürbten Seiten heraus! Und nun los! Jeden Alford probiert er erst einmal. Nein, so nicht! So geht's! Jetzt kommt Schwung. Und leidlich richtig hört man wirklich die Choralmelodie. Er schließt mit einem Sechsklang etwas auseinanderlaufender Töne.

Ihm gefiel's!

Und o Freude! Die Mutter kommt aus Tante Findelées Schlafzimmer jetzt lächelnd zurück, — die Augen dabei voll Thränen. „Eggi,“ sagt sie. „Und nun rasch noch eins. Es wär', herrlich gewesen, läßt die Tante Dir sagen. Nun noch ein fröhliches! „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus“ sollst Du ihr spielen!“

Das freut ihn! Da sauste Meister Egbert los!

„Muß i denn, — das war sein Leibstück! Das nimmt er immer im Sturm. Kopfüber, kopfunter purzeln die Noten. Holterdipolster! Melodie und Begleitung in argem Zwiespalt. Aber immer fröhlich weiter, weiter — — —

Bis sich der Mutter sehr fühle Hände auf einmal weich

und zart von rückwärts auf seine schmalen heißen Bubenwangen legen, bis ihre Stimme flüstert: „Nun hör auf, lieber Junge, nun ist's genug!“ so leise, so hauchleise — —

* * *

So leise ist ein paar Tage alles im Hause zugegangen. Tante Findelée ist gestorben.

Unter Egberts: „Muß i denn, muß i denn“ ist sie eingeschlafen. Nicht schmerzvoll. Fröhlich und leicht!

Die Mutter hat den Kindern gesagt, einen so schönen Tod habe sie nie gesehen. Es sei gewesen, als fühle sie genau, nun ginge es in ein viel schöneres Land.

Bei diesen Worten sahen alle Kinder ehrfürchtig Egbert an. Beschämmt und gehoben von der Ehre stand er da. Ihm war's bei der Verkündigung von Tantes Tod, als falle er hundert Klafter tief, um dann tausend Meilen in die Höhe zu schweben.

Sein Spiel, das hatte alles so schön gemacht.

Etwas Sinniges, Unnahbares war um den kindlichen Jungen in den nächsten Tagen. Er wurde auffallend höflich, zart und freundlich von allen behandelt.

Dann ist aber alles wieder geworden, wie's früher war. Alles im Hause kam wieder ins alte Gleis.

Und doch — etwas hat gefehlt.

Nicht zum Schaden der feinen musikalischen Ohren! Es war nur Egberts prachtvolles Klavierspiel!

Er mochte nicht mehr. — Und er konnte sich selbst nicht recht erklären, warum er nicht mehr mochte.

Vielleicht war's ein zu feierlicher Schauer im Genüß. Vielleicht die undeutliche Überzeugung, daß er es zu höheren Ehren in seiner Karriere nicht bringen könnte, als er's gebracht. — Energisch, wie er war, ohne viel Aufhebens, hat er Schluß gemacht.

Seine reiche Begabung lag auf ganz anderem Feld. Die ist ihm bald danach aufgegangen, und ihr hat der tüchtige Junge mit bestem Erfolg seiner Jugend angestrengte Kraft gewidmet.

Ophir, das Goldland Salomos.

Von Albert Kersting.

Afrika war bis vor wenigen Jahrzehnten für uns Europäer noch ein großes Rätsel. Obwohl zur „Alten Welt“ gehörig, war es lange nicht so bekannt, als daß erst viel später in unjeren Gesichtskreis getretene Amerika. Zwar ist an der Nordostecke des Kontinents eines der ältesten Staatengebilde, welche wir kennen, Ägypten, entstanden, zwar wurde die Nordküste, da sie an das Mittelmeer grenzte, frühzeitig hineingezogen in die Kämpfe der Mittelmeervölker — aber diese Umstände haben einen kaum irgendwie nennenswerten Einfluß auf unsere Kenntnis vom „dunklen Erdteil“ geübt. Hinter den phönizischen, griechischen und römischen Kolonien am Mittelmeer erhob sich ein weites Wüstenmeer, die Sahara, welche die Eroberer der Küstenränder davon abschreckte, weiter in das Innere vorzudringen. Im Altertum wußte man eigentlich nur, daß der Nil tief in Afrikas Innerem entspringe. Noch 161 n. Chr. erklärte der Geograph Ptolemaios: südlich vom Kap Delgado (wahrscheinlich das von ihm genannte Kap Prajum) verbreitere sich Afrika wieder und hänge mit Afrikas Ostküste durch eine große Landbrücke zusammen.

Die Eroberungen der Araber im Mittelalter haben unserer Kenntnis von Afrika nur wenig genügt. Selbst die Entdeckungen der Portugiesen bezeichnen keinen Beginn einer neuen Epoche in der wissenschaftlichen Erforschung Afrikas. Im Grunde genommen bedeutete das Land ihnen nur eine Etappe auf der Fahrt nach dem ersehnten Indien. Da der Weg bis dahin für die damalige Schiffsfahrt sehr lang und zugleich gefährlich war, mußten sie Stützpunkte und Zwischenhäfen haben. Dieje boten ihnen Afrikas Ost- und Westküste in reichlichem Maße. Weiter hinein drangen nur sehr selten einzelne Trupps.

So blieb es bis zum Anfang des XIX. Jahrhunderts. Um 1800 herum drangen die ersten wissenschaftlich gebildeten Europäer in die afrikanische Wildnis ein. Je mehr nun die einzelnen Teile des Kontinents erschlossen wurden, desto mehr Rätsel haben sie uns aufgegeben. Vermischt sind die Fäden, die uns Aufschluß geben sollen über Afrikas Vorgeschichte. Und eines der schwierigsten Probleme in dieser Hinsicht bieten uns die großen Ruinenfelder, welche man im Süden des Erdteils, speziell in Britisch-Maschonaland gefunden hat.

Diese Ruinen bilden einen der imposantesten Reste, die uns aus

Afrikas vorgeschichtlicher Zeit erhalten sind. Sie sind zum größten Teile durch Feuer vernichtet. Und die ganze Verfaßung, in der man sie gefunden hat, läßt mit Sicherheit darauf schließen, daß ihrer Zerstörung ein erbitterter Kampf vorausgegangen sein muß, in dem die alten Erbauer unterlagen. Man kann noch jetzt beobachten, wie sie sich gegen die andringenden Feinde verteidigt hatten. Die Eingänge zu den befestigten Plätzen sind gefüllt mit großen Felsblöcken, welche dem Vordringen der Angreifer wehren sollten. Aber diese haben endlich doch den Sieg behalten. Die alten Bewohner sind wahrscheinlich bis auf den letzten Mann niedergemacht worden. Eine neue Bevölkerung hat sich auf den Trümmern niedergelassen. Auch sie hat später anderen Gegnern weichen müssen. Aber die alten Ruinen sind erhalten, ein sprechendes Wahrzeichen dafür, daß hier einst vor vielen Jahrtausenden ein Kulturvolk gelebt hat.

Schon zur Zeit der Portugiesenherrschaft waren dunkle Gerüchte von den Bauten im Innern an die Küste gelangt. Die Schriftsteller dos Santos und de Barros kennen schon den Namen der Ruinenstelle Simbabwe. Wiederentdeckt sind sie aber erst 1874 durch Karl Mauch, der sie eingehend beschrieben hat. Die zur Zeit bekannten Reste verteilen sich über einen Streifen innerhalb von Britisch-Maschonaland, der sich vom 16.—22. Grad südl. Breite und vom 32.—34. Grad östl. Länge erstreckt. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß sich weiter im Innern noch viel mehr befinden. Das Trümmerfeld hat seine nördlichste Grenze am Sambe-Fluß. Nördlich davon sind keine Ruinen mehr gefunden. Von dort ziehen sie sich hinab bis zu den Flüssen Sabi und Lunde, wo wir auf die größten Bauten stoßen.

Hier liegt an einem rechtsseitigen Nebenflusse des Sabi das schon erwähnte berühmte Simbabwe (Simbabve; d. h. „Häuptlingsstuhl“ in der Sprache der dort wohnenden Kaffern). Wie alle anderen festen Plätze in diesen Gegenden, war es angelegt zum Schutz der Goldgräber. Der Reichtum des Landes an edlen Metallen ist der Grund gewesen, daß sich fremde Völker hier niedergelassen haben. Überall trifft man auf alte Minen, die, wie uns bezeugt ist, noch in der späteren Zeit der Kaffernherrschaft ausgebeutet wurden. Es sind hauptsächlich Gold- und Eisenminen; am Oberlauf des Sabi hat Karl Peters aber kurzlich auch eine ganze Reihe weit hin sich erstrecken

der Kupferminen entdeckt. Von den Eingeborenen wurde ihm sogar erzählt, der größere Teil von ihnen befände sich auf dem anderen Ufer. Überall in der Nähe der Minen hat man Schmelzöfen und Schmelzöfen mit gewaltigen Auffüllungen von Quarz gefunden. An manchen Scherben haftet sogar noch eine Spur goldschimmernden Metalls. Um das zum Bergbau nötige Wasser zu erhalten, sind meilenweit Wasserleitungen in die Felsen gebaut worden.

Es ist also die Sucht nach dem Golde gewesen, welche die fremden Eindringlinge hierher geführt hat. Um sich gegen die feindlichen Bewohner der Umgegend, wahrscheinlich eine kleingestaltige, buschmannähnliche Bevölkerung, zu schützen, legten sie dann diese gewaltigen Festungen an. Charakteristisch ist für diese, daß alle Bauten die Form eines Kreises zeigen, innerhalb dessen ein zweiter kreisförmiger Ring herumläuft. So ist auch das genannte Simbabwe, wenigstens der untere Teil, angelegt. Dieser liegt am Fuße eines hohen Granithügels. Er ist aus mächtigen, unbekauften Steinen ausgeführt, ohne jede Zuhilfenahme von Mörtel. Im Innern des zweiten Kreises ist ein förmliches Labyrinth gebaut, das zum großen Teil in Trümmern liegt. In seiner Bedeutung noch nicht erklärt ist ein großer Turm, den man ähnlich auch in den anderen Trümmerstätten gefunden hat. Auf der Spitze des Hügels verlaufen bis 100 Meter lange und 10 Meter hohe Mauern, welche ganz in derselben Weise errichtet sind, wie die am Fuße derselben.

Nördlich vom Sabistuß liegt das weite Hochland von Injange, das von eiföpischen Bauten und alten Minen vollständig übersät ist. Über die Berge ziehen sich riesenhafte Treppen, so daß sie nach Karl Peters das Aussehen von Zebras haben. Die in Ruinen liegenden Städte haben hier teilweise im Durchmesser eine Ausdehnung von drei Kilometern. Merkwürdig sind gewaltige Schachte, welche in den Boden getrieben sind. Bedeckte unterirdische Gänge vermitteln den Zugang zu ihnen. Die letzten Ausläufer der Ruinenfelder finden sich am Gavaresi und Ruenja, zwei Nebenflüssen des Sambesi, wo auch in der neuesten Zeit wieder große Goldfelder aufgedeckt sind. Westlich von ihnen liegt die Ruinenstelle Tura, südöstlich das an alten Bauten ebenfalls reiche Manifaland.

Damit haben wir einen allgemeinen Überblick über das ganze Ruinengebiet, soweit es bekannt ist, gewonnen. Es fragt sich nun, wen wir als Erbauer derselben ansehen sollen. Daß kein sogenanntes „Naturvolk“ derselben angelegt haben kann, ist klar. Überall in den Ruinen tritt uns eine hohe Kulturstufe entgegen. Damit scheiden also die Ureinwohner Südafrikas von vornherein aus. Es bleiben nur die am Rande des Indischen Ozeans in Asien und Afrika sitzenden Kulturvölker übrig. Und wenn man alle Thatsachen sorgsam gegen einander abwägt, und besonders den Umstand in Betracht zieht, daß uns so wenig Bildwerk in den Ruinen erhalten ist, so ist die Hypothese am einleuchtendsten, welche G. Schlichter und nach ihm Dr. Karl Peters aufgestellt haben: wir haben es hier mit einer semitischen, speziell sabäisch-phönizischen Epoche Südafrikas zu thun. Im Wesen der Semiten aber ist die Abneigung gegen alle Abbilder scharf ausgeprägt, wie wir das später im Islam wieder sehen.

Der Charakter der vorgefundenen Gerätschaften zum Bergbau betrieb ist zweifellos semitisch. Sie ähneln denen, welche man in den phönizischen Minendistrikten von Cornwallis und Sardinien gefunden hat. Auch haben sich in einzelnen Namen Anklänge an eine entchwundene Sabäerzeit bis heute erhalten: so in dem des Flusses Sabi, in Rufapi, verschiedenen Massaba (Massapa) u. a. m. In dem Namen der schon genannten Ruinenstelle Tura liegt nach Karl Peters' Ansicht eine Verstümmelung des Wortes „Ophir“ vor. Er erklärt Südafrika für das biblische Ophir, das Aser der Südäeraber und Phönizier. Ja, er geht so weit, aus diesen Worten das lateinische Adjektiv africus abzuleiten, von dem unser „Afrika“ herkommt; und diese Ansicht hat viel für sich. Vor allem wird durch seine Hypothese der Streit, wo das Ophir der Bibel gelegen hat, meines Erachtens gegenstandslos.

In der Bibel wird an verschiedenen Stellen (1. Kön. 9, 26—28; 10, 11; 2. Chron. 8, 17, 18; 9, 10) erzählt, daß König Salomo zusammen mit König Hiram von Tyrus Schiffe nach dem Lande Ophir ausgerüstet habe, welche ihm von dort Gold, Ebenholz und Edelstein gebracht hätten. Nun ist erwiesen, daß die Phönizier schon früh in den Indischen Ozean hinausgefahren sind. Daß sie frühe Seefahrer waren, welche selbst eine Reise um Afrika herum nicht scheut, ist bezeugt durch die Umsegelung des dunklen Erdteils durch phönizische Schiffer zur Zeit des ägyptischen Königs Necho. Dazu kommen die schon genannten Anklänge der südafrikanischen Namen an eine phönizisch-sabäische Epoche. Phönizier und Sabäer sind ja, wie bekannt, eng mit einander verwandt.

Ferner erinnern zahlreiche Umstände daran, daß die fremden Eindringlinge dem Sonnendienst gehuldigt haben müssen, was wieder sehr gut auf Phönizier und Sabäer paßt. Im Distrikt Mjanga fanden sich noch einzelne Spuren davon, so merkwürdige Steinhege und kleine Obelisken. Dr. Schlichter hat in der Nähe des genannten Simbabwe einen riesigen Opferaltar gefunden, auf dem mit größter Genauigkeit die Bilder des Tierkreises eingezzeichnet waren. Wie Peters mitteilt, sollen auch die heute südlich des Sambesi wohnenden Makalanga Reste eines früheren Sonnendienstes bewahren. Der Name bedeutet schon „Söhne der Sonne“. Sie verehren den Ma-Bulu, welcher nach ihrem Glauben das Feuer gespendet hat, und dem Hügel und Höhen geheiligt sind. Im Hause seiner Priesterin brennt ein ewiges Feuer. Alljährlich Ende Juni, zur Zeit der Wintersonnen-

wende, müssen alle Feuer im Lande der Makalanga verlöschten und an diesem heiligen Feuer wieder entzündet werden. Auch meint Peters, der Bestandteil Bulu in Ma-Bulu (d. h. „großer Bulu“) sei aus Baal (resp. Belus) verstimmt. Wenn sich dies wirklich nachweisen ließe, so hätten wir darin ein wichtiges Zeugnis für eine einstige Verbreitung des Baalsdiens tes in diesen Gegenden.

Um auch das noch einmal kurz zu erwähnen, wird jedesmal, wenn in der Bibel von den Ophirfahrten die Rede ist, ausdrücklich gesagt, daß die Schiffe in erster Linie ausgesandt wurden, um Gold zu holen. Ebenholz und Edelsteine werden nur nebenbei genannt. Die meisten der in Südafrika gefundenen Minen sind aber, wie gesagt, zum Abbau von Gold angelegt. Übrigens sollen kürzlich am oberen Umbumbumbu auch solche auf edle Steine, speziell Diamanten, gefunden sein, so daß man an dem Nennen von „Edelstein“ keinen Anstoß mehr zu nehmen braucht. Nach alle dem kann es kaum mehr zweifelhaft sein, daß wir Ophir in Südafrika, und zwar in dem heutigen Maschonaland zu suchen haben.

Die Ophirfahrten sind nach der gewöhnlichen Annahme um 1000 v. Chr. anzusezen. Um diese Zeit gehörte also Südafrika zur phönizisch-sabäischen Weltherrschaft. Nach dem Wortlaut der Bibel und den ganzen Verhältnissen ist aber anzunehmen, daß es schon viel früher (ungefähr zwischen 1400 und 1100 v. Chr.) von den Phöniziern resp. Sabäern in Besitz genommen ist. Die Phönizier tauchen als verhältnismäßig junges Volk in der Geschichte des Orients auf. Auch die Sabäer sind nicht weit zurückzuverfolgen. Als sie in unseren Gesichtsfeld treten, hatten andere Reiche, wie Ägypten und Babylonien-Assyrien, schon lange ihren Höhepunkt überstritten. Da ist die Frage wohl nicht so unangebracht, ob nicht vor der phönizisch-sabäischen Herrschaft ein anderes Volk des alten Orients Südafrika besessen hat, dessen Erbe dann Südäeraber und Phönizier antraten.

Schon seit längerer Zeit war es aufgefallen, daß die Frachten, welche die Schiffe von Ophir heimbrachten, eine große Ähnlichkeit mit den Frachten aufwiesen, die die alten Ägypter aus dem von ihnen „Punt“ genannten Lande bezogen. Über die Lage dieses Landes hat bis jetzt derselbe Streit geherrscht, wie über die Frage, wo man Ophir zu suchen hat. Auch Punt hat man an alle nur möglichen Gestade des Indischen Ozeans verlegt, genau wie das Goldland Salomos und Hirams. Zuletzt ist man auf Arabiens Südwestküste hängen geblieben. Dieser Annahme widerspricht aber sehr viel. Es sind uns Darstellungen erhalten, welche die ägyptische Königin Hatschepsut (um 1500 v. Chr.) zur Erinnerung an die von ihr ausgefandten Puntfahrten an den Wänden des Tempels von Deir-el-bahri (zu Theben in Oberägypten) hat anbringen lassen. Außer den Bewohnern von Punt und ihren Häusern erblicken wir da die Ankunft und Landung des ägyptischen Geschwaders an der Küste. Von den Schiffen fährt ein Kahn, welcher wohl die Tauchobjekte trägt, an das Ufer und wird dort an Bäumen festgelegt, die am Gestade wachsen. Auch die Befrachtung zweier Schiffe ist weiter unten dargestellt. Unter den dabei abgebildeten Produkten befinden sich solche, die nur aus einem tropisch-afrikanischen Landstrich gekommen sein können; z. B. sehen wir dabei Giraffen und Paviane. Auch zeigt die Küste, an welcher die Puntfahrer anlegen, ein typisch tropisches Land. Von den Mineralschäben, welche die Flotte nach Hause bringt, werden besonders wieder und immer wieder erwähnt Gold und Kupfer, also gerade diejenigen, welche in so hervorragendem Maße, wie es uns von keinem anderen Land berichtet wird, in Südafrika ausgebeutet wurden.

Außerdem sind in nächster Nähe der Ruinen fürzlich Buschmannzeichnungen aufgefunden, welche nach Ansicht bedeutender Ägyptologen außerordentlich von der ägyptischen Malweise beeinflußt sind. Schon Eduard Glaser hatte Maschonaland für einen Teil des Landes Punt gehalten. Karl Peters geht weiter. Nach seiner Meinung ist in dem Namen des heutigen Ortes Sophala das Wort Ophir (resp. Aser) mit Vorsetzung des altägyptischen Präfixes sa (d. h. Land) enthalten*, so daß hier auch philologisch ägyptischer Einfluß nachzuweisen wäre. Die Hypothese an sich ist freilich außerordentlich kühn. Doch sprechen zu ihren Gunsten noch weitere Umstände. Peters hat auf seiner neuen Reise durch Maschonaland dort am Ufer des Sambesi eine offenbar von altägyptischen Künstlern hergestellte Figur gefunden, welche Prof. Flinders-Petrie für eine Uschbeti (d. h. „Antworter“) Figur des Königs Thutmosis III. hält, der 1481 v. Chr. auf den Thron Ägyptens als Nachfolger seiner Mutter Hatschepsut kam. Dr. Peters hält die ganze Ostküste Afrikas, von Abessinien bis zur Mündung des Sabi hinab, für Punt.

An sich wäre die Thatsache, daß die Ägypter ihre Fahrten so weit südlich ausgedehnt hätten, nicht verwunderlich. Doch ist wohl die Frage, ob die Ostküste Afrikas das alte Punt ist, noch nicht zur Beantwortung reif. Unmöglich ist es, wie gesagt, nicht. Die früheste Punt-Expedition wird unter dem König Sanch-kara genannt, dessen Regierungszeit noch nicht genau bestimmt ist. Seine Dynastie, die sogenannte erste, ist zwischen 2500 und 2000 v. Chr. anzusezen. Daraus sieht man, daß, wenn wir Punt in Südostafrika zu suchen haben, letzteres von den Ägyptern schon sehr früh besucht sein muß. Zwischen 1400 und 1200 haben sie es beim Verfall ihres Reiches an die Phönizier und Sabäer verloren. Unter deren Herrschaft hat es als Ophir dann seinen Weltruf bekommen, als dasjenige Land, aus welchem die Schäbe eines Salomo stammten.

* R und S sind zwei Laute, welche in manchen Sprachen sehr leicht verwechselt werden. In der altägyptischen Hieroglyphenschrift werden sie ursprünglich nur durch ein Zeichen wiedergegeben.

Familientisch. — Sammler-Daheim.

Bu unseres Bildern.

Ein Frühlingstag in Karlshorst, dem Stellbuche der Sportwelt und aller, die sich für die Freuden des edlen Turf interessieren! Georg Koch stellt in seiner gewandten, flotten Weise auf dem buntfarbigem, hell durchsonnten Bilde eine Scene vom Sattelplatz jenes berühmten Rennortes dar. Offiziäre und Gewohnheitsbesucher der Rennplätze mit ihren Damen, geschart um einen Jockey, der soeben als Sieger vom grünen Felde wiederkehrt.

Ganz allerliebst hat der bekannte Hunde-maler H. Sperling die vier Temperamente in Dachshundgestalt verbildlicht. Wir brauchen dem verehrten Leser wohl nicht nachzuhelfen, wo der Choleriker, wo der Sanguinifer und wo Melancholiker und Phlegmatiker zu finden sind. Die drolligen Hundeköpfen sind mit sehr feiner, liebenswürdiger Charakteristik wiedergegeben, und man kann sie nicht ansehen, ohne sich über sie zu amüsieren.

Prächtig, wie eine dunkle Centfolie, ist die schöne Sevillanerin des Düsseldorfer Karl Sohn, die unsere Kunstsleaze zierte. „Mit Bändern und seidenen Gewändern“ geschmückt, schaut sie etwas herausfordernd unter dem Kopfputz hervor, eine Rose in der Linken, Raftagnetten zu ihren zierlichen Füßen.

Bismarckensien.

(Siehe Sammler-Daheim Nr. 27, 1898; Nr. 26, 1900; Nr. 27, 1900.)

Die Bismarck-Medaillen bilden in den numismatischen Verkaufsstätzen der letzten Zeit eine stehende Rubrik. Manche der Bismarckprägungen gelten alsziemlich selten, namentlich solche, die noch vor der Hochzeit der Gelegenheitsprägungen, also etwa vor dem Jahre 1885, geprägt worden sind. So hatten und haben Abgüsse der Preußischen Bismarckstempel, namentlich in Silber, recht anständige Verkaufspreise und waren heiß begehrt. Es fiel auf, daß in den letzten Jahren Angebote stempelglänzender Exemplare merkwürdig häufig vorkamen. Die Erklärung ist leicht: Vorwärts war Medaillleur in Genf, seine Stempel verblieben dort nach seinem Tode; als Bismarckmünzen im Preise stiegen, suchte man die alten Stangen hervor, polierte sie auf und fertigte Neuabschläge für Jeden, der die selbe bestellte. Expert für dieselben ist Dr. Ladé in Genf. — Klar ist es, daß Neuabschläge von alten Stempeln nie den Wert gleichzeitiger Abschläge haben; können man erkennt die Neuabschläge an leichten Rostspuren, die in Bronze außerdem noch an der Patina.

Auch von der Kanoya-Medaille, die der Graveur Lorenz in Hamburg im Jahre 1872 prägte, sind die tadellosen Stempel noch vorhanden, und Neuabschläge werden sehr häufig auf Bestellung von Händlern gefertigt (das Exemplar in Silber zu 8 Mark durch H. Lorenz & S., Gr. Vatersternstraße in Hamburg). Die Neuabschläge dieser Medaille tragen auf der Rückseite in kleiner Schrift: J. Lorenz f. Hamburg. Die Ersteprägung zeigen diese Inschrift nicht.

Auch von der schönen, bei Gelegenheit des Geburtstages des Fürsten von Ad. Hildebrandt modellierten Denkmünze (Dah. Nr. 27, 1898) gibt es zwei Editionen, die eine erschien am 1. April 1895, die zweite beim Tode Bismarcks. Bei der ersten liegt die Zeichnung der Kopffseite und der Rückseite in demselben Sinne, bei der zweiten in entgegengesetztem, d. h. man muß die Kopffseite von vorne nach hinten drehen, um die Rückseite in richtiger Lage zu erhalten.

Reine Spekulationsware sind die vielen, jetzt austaugenden sogenannten satirischen Bismarckmedaillen, meist in Klippenform. Wer sehen will, wie viel darin geleistet wird, läßt sich von Strelzin in Genf Nr. 9 des „Supplément du Journal des Collectionneurs“ informieren. Auf der Hauptseite tragen diese Klippen gewöhnlich die Waffe Bismarcks, auf der Rückseite aber alle möglichen schönen Sachen: Wirkung des Monopol-Schnapses, — Rückkehr der Jesuiten nach Berlin, — Mitglied des Vereins gegen Verarmung der Bierbrauer etc., am häufigsten „Das Urteil des Papstes in der Karolinenfrage“. All diese Aktionen, ohne Witz und Sinn, haben im Grunde mit Bismarck gar nichts zu thun. Als nach dem Tode des Kanzlers die Nachfrage nach Bismarckensien stieg, benutzte man vorhandene, satirisch sein sollten Stempel, um mit diesen und mit Hilfe eines Bismarckkopfes neue „satirische“ Bismarckprägungen zu schaffen. — Die ursprüngliche Klippe

auf das Urteil des Papstes in der Karolinenfrage zeigte auf der Vorderseite den Papst im Ornate, eine Anzahl langbezopfter weiblicher Karolinen segnend, daneben: Schiedsspruch in der Karolinenfrage. Die Rückseite trug den Spruch: E Bissele Lieb | und | E Bissele Treu | Und E Bissele | Falschheit Isch | Alleweil dabei. — Und solchen mißlichen Unstimm bringt man mit Bismarck in Verbindung. Die Berehrer des Kanzlers sollten Derartiges einfach nicht kaufen und durch Negation die Spekulationsware unmöglich machen.

Anders dagegen verhält es sich mit den zahlreichen Stempeln, die der verstorbene Graveur Oskar Bergmann in Hamburg auf Ereignisse im Leben des Fürsten schuf; sie umfassen einen Zeitraum von fast zwanzig Jahren und bilden in ihrer Gesamtheit eine ziemlich vollständige historische Übericht aller wichtigen Gedenktage im Leben des Fürsten, aller Beweise von Liebe und Verehrung, die er in den letzten Lebensjahren seitens des deutschen Volkes erhielt.

Bergmann war ein glühender Bismarckvereher, der nicht leicht ein den Kanzler betreffend Ereignis vorübergehen ließ, ohne es in Erz festzuhalten. Oft mußte er flüchtig arbeiten, daher können seine Stempel nicht immer als Kunstwerke gelten. Sauberkeit in der Ausführung ist aber allen eigen. — Für die Vorderseiten benutzte er gewöhnlich eines von drei vorhandenen Bismarckbrustbildern, die Rückseite beschäftigt sich dann mit dem jeweiligen Moment. Wenige der Bergmannschen Bismarckmedaillen wurden auf feste Bestellung gefertigt, die meisten waren Kinder des Augenblicks, und da Bergmann keine Schäfte besaß, mußte er oft von einem Stempel die Gravierung abschleifen, um eine neue einschneiden zu können. Daher sind manche seiner Bismarckprägungen wirklich selten, gemein ist keines, denn von den noch vorhandenen Stempeln wurden viele Neuabschläge für den Münzenhandel gefertigt.

Bekannter sind: 1) Zwei Stempelvarianten auf das zehnjährige Jubiläum des Friedens zu Frankfurt 1881; 2) Erinnerung a. d. Kaisermonat 1882; 3. (a.) Medaille a. d. 70. Jähr. Geburtstag und a. d. 50. Jähr. Amtsjubiläum; 4) 75. Geburtstag 1890; 5) 1. April 1891: Hamburgs Ehrenbürger — Zum 76. Geburtstag — Die Fadellträger (3 Var.); 6) 18. Juni 1892: Huldigung der Stadt Dresden; 7) 24. Juni 1892: Huldigung der Studentenschaft zu München; 8) 30. Juli 1892: Huldigung der Stadt Jena; 9) 1. April 1893: Die Schleswig-Holsteiner in Friedrichsruh; 10) 18. Juli 1893: Die Mecklenburger in Friedrichsruh; 11) 27. August 1893: Frankfurter in Kissingen; 12) 20. Jan. 1894: Versöhnung in Berlin; 13) 19. Febr. 1894: Der Kaiser in Friedrichsruh; 14) 1. April 1894: 79. Geburtstag; 15) 1. Juli 1894: Braunschweiger in Friedrichsruh; 16) 23. Sept. 1894: Westpreußen in Barzin; 17) 1894: Westfalen in Barzin; 18) 16. Dez. 1894: Posener in

maler, Bismarck-Türme und Steine ausgegeben werden, die Schwierigkeiten, die es macht, ältere Blätter jetzt noch zu beschaffen, wie z. B. die Erinnerungsblätter an den Bismarck-Kommers in der Philharmonie-Berlin am 30. März 1901, lehren, daß es weise ist, rechtzeitig einzulegen. — Eine glänzende Ausbeute interessanter und stets seltener werdender Bismarckstempel liefern in- und ausländische Zeitungen und Zeitschriften. Alte Originale zwar spürt man nur ab und an noch im Atteststaub von Büros auf, aber auch neue Sachen, wie der Kladderatstisch vom 2. Juni 1901, haben bleibenden Wert.

M. Kirmis.

Notizen.

Goldene Ohrringe aus griechisch-römischer Zeit befinden sich im Museum zu Kairo. Die ältesten sind halbmondförmig, glatt oder mit einem läuferförmigen Aufsatz aus Goldblech versehen. Oft ist die Oberfläche des Goldes durch eingravierte Ornamente verziert. Die kostbarsten Ohrringe sind glatte Ringe, die in der Mitte eine Pyramide aus Goldflügelchen tragen. Auch Ohrringe mit Tierköpfen sind vorhanden, die Sterne, Böcke und Löwen greifen zeigen. T. V.



Denkmünze a. d. Besuch Li Hung Tschang in Friedrichsruh.

Denkmünze a. d. Enthüllung des Bismarck-Denkmales a. d. Rudelsburg.

Kassel erschienen und nur von diesem zu bestehen. Dieselbe zeigt Kaiser Barbarossa mit erhobenem Reichsschwert, im Hintergrunde den Kuppelhäuser, von Raben umkreist, und die Wappen aller Staaten deutscher Zunge.

Motive alter kunstgewerblicher Arbeiten werden häufig für die moderne Dekoration verwendet. So soll kaum ist es glaublich — eine Hildesheimer Tapetenfabrik das Motiv des berühmten Bernward-Gewandes als Vorlage für Zimmertapeten verwendet haben. Die „Casula Sancti Bernwardi“, das Meßgewand, mit welchem bekleidet der kunstreiche Bischof Bernward von Hildesheim im Jahre 1022 ins Grab gelegt wurde, zeigt als Musterbild einen Lebensbaum, zu dessen Seiten zwei Bögel stehen, welche den Früchten des Baumes zugewandt sind. Dazwischen befinden sich orientalische Motive in organischer Umgestaltung, welche darauf hinweisen, daß das Gewand ein Produkt frühmittelalterlicher, aber bländischer Kunstgewerbe ist, entstanden in einem Lande, welches in enger Beziehung zum Orient gestanden haben muß. — Sammler alter Muster werden gern eine Rolle der fraglichen Tapeten erkennen.

Ein zwei Jahrhunderte altes, kostbares Billard wurde kürzlich in London verkauft. Es gehörte ursprünglich Ludwig XIV., ging später in den Besitz Napoleons I. über und gehört jetzt den Herren Orme & Sons. Dieses historische Billard ist kleiner als ein englisches Billard. Es ist aus einem 10 Centner schweren Eichenblod gearbeitet und mit blauem Tuch bezogen. Der Rahmen ist aus Rosenholz, und die sechs Billardlöcher sind Bronzerproduktionen von Dachrinnenhauzen, die Fausteln darstellen. Wenn der Ball hineinfällt, senkt sich der Unterkiefer der beiden und man findet ihn dann im Rachen wieder.

Als kleinstes Süngtier gilt die Zwergspitzmaus. Das kleine Wirbeltier der Erde soll jetzt, wie die Zeitschrift „Science“ mitteilt, auf den Philippinen gefunden worden sein. Es ist ein Fisch von 10—12 mm Länge, der im Bucht See im südöstlichen Teile der Insel Mindanao vorkommt. Nach seiner Körperbeschaffenheit würde er der Familie der Grundeln zuzählen sein, er besitzt aber so viele besondere Eigenarten, daß er zu einer neuen Gattung erhoben werden muß, für die der Name „Mictichthys“ (kleinstes Fisch) vorgeschlagen ist. Der Fisch ist lebend fast ganz durchsichtig und trägt nur wenige schwarze Zeichnungen auf dem Körper. Wahrscheinlich bringt er, wie andere Zwergfische, seine Jungen lebend zur Welt.

Ein (10.) Verzeichnis verlässlicher Münzen und Medaillen, 4150 Nummern, hat die Münzabhandlung von H. C. Rosenthal in Hannover im Januar 1902 herausgegeben und versendet es an Interessenten gratis und franco. Den breitesten Raum nehmen die Gepräge des Gesamtstaates Braunschweig-Lüneburg ein, doch werden auch Sammler anderer Münz-Spezialitäten Wünschenswertes finden; bei Brandenburg-Preußen ist z. B. der seltene Thaler Joachims II. vom Jahre 1551 vorhanden, bei Pommern der Caminer Thaler von 1622 rc.

Neue Liebigbilder. Wieder ist eine Reihe von neuen Stücken erschienen. Es liegen vor: 1. „Kriegsführung im Mittelalter“; eine flott entworfen, gut ausgeführte, bei König und Ebhardt in Hannover gedruckte Serie; 2. Binnenseen (Lago di Como, Victoria-See, Ladoga-See, Salt-Lake, Baikal-See, Mälär-See), Totalansichten und Kostümfiguren; 3. Frauentypen aus allen Erdteilen; 4. Bilder aus Holland; 5. Hochzeitsgebräuche (Bretagne, Spreewald, Norwegen, Bulgarien, Schweiz, Ungarn), von Liebig und Kunze in Leipzig entsprechend ausgeführt; 6. Drachenabenteuer — recht minderwertig; 7. Gebirgsfälle (Chilkootpaß — Alaska, Thermopylen, Matatankapaw — Indien, Zimbernia, Tschiru, Tschilgo — China, St. Gotthardpaß).

MK

Extra-Blatt der Neuen Preußischen Zeitung.

Berlin, 7. Mai 1866, Abends.

Berlin, 7. Mai. Heute Abend halb 6 Uhr wurde, während gerade das Garde-Reserve-Regiment von Brandenburger Thore auf der Südseite der Linden beim Durchgang zur Schönhauser Straße heraustrat, auf den Ministerpräsidenten Grafen Bismarck von einem Unbekannten aus einem Revolver geschossen, wie wir hören, mit vier Schüssen. Durch Gottes Gnade verunreinigte ihn kein Schuß, obwohl zwei ihn getroffen und gesprengt haben. Graf Bismarck hat selbst den Mörder festgestellt. Der Major des 1. Bataillons ließ sofort die ersten Sectionen einrücken, Kreis um die Scene bilden und den Mörder in die Mitte nehmen, der dann der Polizei überliefer wurde. Graf v. Bismarck konnte ohne Verlust seinen Weg fortsetzen. Se. Maj. der König und die Königlichen Prinzen haben dem Grafen Bismarck sofort Beude gemacht; vor seiner Haube saßen hunderte Leute aller Stände, die ihre Thalmeine durch Zusage ausdrückten. Wir wollen für heute nur diese Nachricht mittheilen, daß unsre Leser mit uns Gott danken für die wunderbare Bewahrung. Wie wir hören, heißt der Verbrecher Blind und ist aus Mannheim.

Druck von F. Heinrich in Berlin, Hirschgasse Nr. 4.

Extrablatt mit der Nachricht des Attentats auf Bismarck.

Barzin; 19) 1. April 1895: Das dankbare Anhalt; 20) 1. April 1895: 80. Geburtstag (3 Var.); 21) 1. April 1895: W. C. - Feier; 22) 1. April 1895: Kommers in Frankfurt a. M.; 23) 17. April 1895: Handwerkerinnungen in Friedrichsruh; 24) 21. April 1895: Deutsche Frauen a. d. Provin. Polen in Friedrichsruh; 25) 21. April 1895: Oldenburger in F.; 26) 2. Mai 1895: Westfalen in F.; 27) 19. Mai 1895: Rheinländer in F.; 28) 19. Mai 1895: Schlesische Frauen in F.; 29) 23. Mai 1895: Leipzig in F.; 30) 26. Mai 1895: Schleswig-Holsteiner in F.; 31) 1. Juni 1895: Fest auf der Rudelsburg; 32) 18. Jan. 1896: 25-jährige Gedenkfeier der Friedensproklamation (3 Var.); 33) 22. Febr. 1896: Fest in Halle a. S. (2 Var.); 34) 23. Mai 1896: Bismarckdenkmal auf der Rudelsburg (1 Abb.); 35) 25. Juni 1896: Li Hung Tschang in Friedrichsruh (3 Var.); 36) 5. Juli 1896: Hannoveraner in F.; 37) 1. Apr. 1897: 92. Geburtstag; 38) 30. Juli 1898: Tod des Fürsten.

Eigentlich sammelte man die Postkarten, welche auf die in allen Gauen Deutschlands errichteten Bismarck-Den-

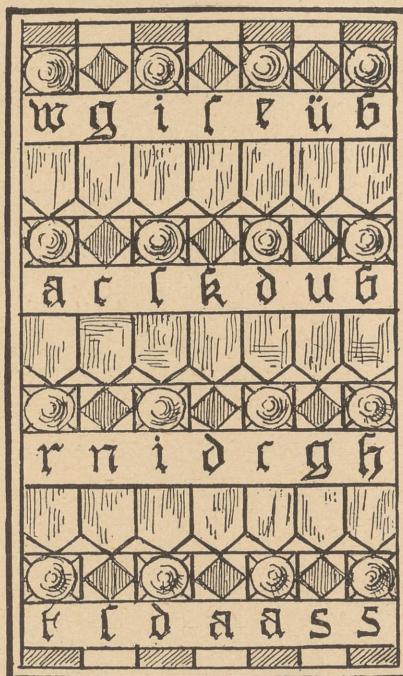
Kinder-Daheim.

Preisrätsel.

Rätselstrauß.

I. Bilderrätsel.

"Altdeutsches Fenster."



Lest die Buchstaben der Reihe nach, entsprechend den viereckigen und runden Scheiben ab.

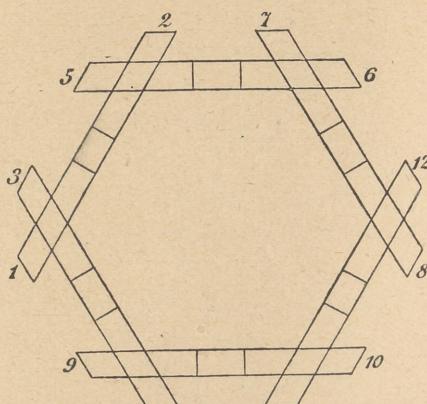
g. 28.

II. Tauschrätsel.

Wald, Arad, Meta, Grau, Niger, Feh.

Die obigen Wörter sind anders zu ordnen. Dann ist jedes Wort durch Änderung eines Buchstabens in ein anderes zu verwandeln. Sind die Wörter richtig geordnet und die neuen Wörter gefunden, so nennen die 6 neu aufgenommenen Buchstaben einen berühmten Maler, während die 6 fortgelassenen Buchstaben den Namen eines beliebten Dichters ergeben.

III. Füllrätsel.



3 a, 2 b, 3 c, 2 d, 4 e, 1 g, 1 h, 5 i, 3 l, 2 n, 5 o, 2 r, 2 t, 1 v.

Die leeren Felder der Figur sind mit den obigen Buchstaben so auszufüllen, daß man sechs bekannte Wörter erhält, welche bezeichnen:
1—2. Eine große Stadt in der nordamerikanischen Union;
3—4. den Vornamen eines deutschen Dichters;
5—6. einen Ort in der sächsischen Kreishauptmannschaft Zwickau;
7—8. eine Göttin der Römer;
9—10. einen Staat in Amerika;
11—12. eine Frucht.

g. 28.

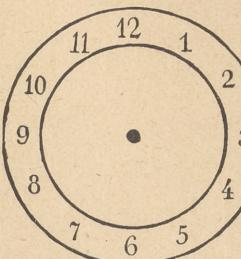
IV. Diagonalrätsel.

*	*	*	*	*	*	*	*
*					*		
*				*			
	*	*					
	*	*					
	*			*			
*				*			
*	*	*	*	*	*	*	*

4 a, 1 b, 5 c, 2 d, 11 e, 1 f, 6 h, 6 i, 6 l, 1 m, 4 n, 1 o, 1 p, 2 r, 8 s, 3 u, 1 w, 1 z.

Die obigen Buchstaben sind in die 64 Felder der Figur so einzutragen, daß die wagerechten Reihen bezeichnen: 1) einen Strom, 2) einen König des Altertums, 3) einen Fisch, 4) einen Teil des Wagens, 5) einen Unterichts-Gegenstand, 6) einen Bierfüßler, 7) ein Königreich, 8) eine Stadt in Süddeutschland. Sind die richtigen Wörter gefunden, so lautet die eine Diagonale gleich der obersten wagerechten, die andere diagonale Reihe gleich der untersten wagerechten.

V. Bifferblatträtsel.



8 9 10 11 einer von zwölf Brüdern; 11 12 1 ein Frauennname. (i=j.)

VI. Quadraträtsel.

Die Buchstaben in den Feldern des Quadrats sind so zu ordnen, daß die wagerechten Reihen bezeichnen:
1) eine große atlantische Insel, 2) ein Gewürz, 3) eine Stadt in Spanien, 4) einen Frauennamen, 5) einen biblischen Namen, 6) eine italienische Provinz, 7) die Bewohner einer Hauptstadt. Sind die 7 Wörter gefunden, so bestätigen die 12 Buchstaben an den fettgedruckten Stellen die Richtigkeit der Lösung.

m	e	a	l	a	n	a
e	a	s	i	s	t	e
p	r	t	e	u	a	l
r	e	u	v	g	e	m
i	a	s	l	i	s	h
n	h	v	a	e	e	r
a	e	s	t	n	r	l

VII. Leiterrätsel.

a			e	
c	l		n	g
c				g
d	o		o	h
d				i
e	r		r	i
e				l
e	t		t	l
e				l

Die Buchstaben in den Feldern der Figur sind so zu ordnen, daß die beiden senkrechten Reihen Blumennamen ergeben. Die wagerechten Reihen sollen bezeichnen: 1) eine Schlange, 2) eine Waffe, 3) einen Männernamen, 4) einen Frauennamen.

VIII. Verwandlungsaufgabe.

Wie gelangt man durch Wortverwand-

lungen über möglichst wenig Zwischenstufen von "Crocus" zu "Kreeda"? Man bilde jedes neue Wort aus dem vorhergehenden, indem man drei Buchstaben verändert und die drei übrigen beibehält. Umstellen der Buchstaben ist nicht gestattet. Zulässig sind nur Hauptwörter und nur in der Grundform.

IX. Rätselfrage.

Wie kann man aus den Wörtern Marsch, Wunde, Knie, Nil, Ernte die erste Verszeile eines vielgejungenen Liedes erhalten?

Alle unsere jungen Freunde und Freundinnen laden wir zum Lösen der obigen 9 Preisrätsel ein. Für die 12 besten Lösungen sind die folgenden Preise ausgesetzt:

Für Knaben.

Voehmeyer, "Unter dem Dreizack", neues Marine- und Kolonialbuch für jung und alt. v. Bobeltiz, "Vierzig Lebensbilder deutscher Männer."

Niemann, "Pieter Marié, der Burensohn von Transvaal".

Bogt, "Das Buch vom deutschen Heere." (Bearbeitet durch v. Bobeltiz.)

Wörishöffer, "Auf dem Kriegspfade."

Frida Schanz, "Kinderlust", neuer Jahrgang.

Für Mädchen.

Frida Schanz, "Junge Mädchen", Almanach. Schulze-Smidt, "Jugendparadies."

Clementine Helm, "Das Kränzchen."

Frida Schanz u. Luise Koppen, "Waldkind und Weltkind."

Clementine Helm, "Prinzenzchen Eva."

Frida Schanz, "Kinderlust", neuer Jahrgang.

Die Lösungen der Preisrätsel sind zu adressieren an die Daheim-Redaktion, Berlin W., Steglitzer Straße 53 (Abteilung Kinder-Daheim). Lösungen, die nach dem 22. April eintreffen, können nicht mehr berücksichtigt werden.

Allerlei Kurzweil.

1. Salta.

I.



II.



III.



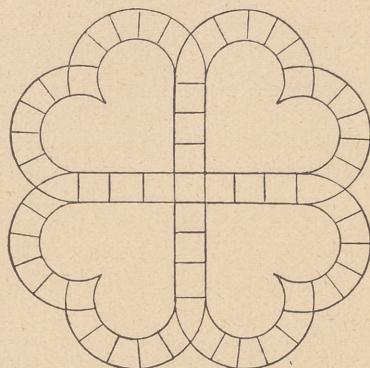
In jeder der drei obigen Saltaaufgaben sind die 15 Steine in möglichst wenig Zügen so zu verschieben, daß sie die Endstellung einer Saltapartie einnehmen. (Siehe Salta in Kinder-Daheim Nr. 15.)

2. Silbenrätsel.

ten, nau, bor, süd, il, o, to, spa.

Zu suchen sind 4 dreisilbige Wörter, deren Anfangs- und Endsilben oben gegeben sind. Wer die richtigen Wörter gefunden hat, kann sie so ordnen, daß ihre Mittelsilben einen der Helden des trojanischen Krieges nennen.

3. Füllrätsel.



11 a, 2 b, 2 c, 3 e, 2 f, 2 g, 5 h, 1 j, 4 i,
3 m, 5 n, 4 o, 1 p, 7 r, 4 s, 1 t, 3 u, 1 y.

Die obigen Buchstaben sind in die leeren Felder so einzutragen, daß 10 bekannte Wörter entstehen, welche bezeichnen:

- 1—2. Eine Stadt in Bayern;
- 2—3. einen Kurort in Hessen-Nassau;
- 3—4. einen großen Bierfüßler;
- 4—5. spartanische Beamte;
- 5—6. einen großen Bierfüßler;
- 6—7. einen Kurort in Hessen;
- 7—8. eine Blanze;
- 8—1. einen Fluß in Nordamerika;
- 1—5. ein russisches Gouvernement;
- 3—7. eine Unterrichtsanstalt.

4. Die Täubchen.

(Ein neues Bewegungsspiel.)

Die Kinder bilden einen Kreis und singen die folgenden Verse nach der Melodie: "Wer hat die schönsten Schäfchen?"

Kennt Ihr die lieben Täubchen?
Thut früh sich auf ihr Haus,
So fliegen hurtig alle
Behend ins Feld hinaus.

(Die Kinder laufen aus einander, indem sie die Arme wie Flügel bewegen.)

Sie eilen hin zum Acker,
— Die Sonne scheint schon hell,—
Und picken dort und nicken
Und bücken sich gar schnell.

(Die Kinder knien nieder und nicken mit den Köpfen, als ob sie pickten.)

Dann fliegen sie zum Dache
Zur wohlverdienten Ruh',
Und machen Komplimente
Und rufen: "Ruhe Du!"

(Die Kinder kehren in den Kreis zurück und verbeugen sich gegen einander.)

Drauf haschen sie einander
In übermüt'gem Spiel.
Das Flattern und das Jagen
Wird ihnen nie zuviel.

(Die Kinder zerstreuen sich und haschen einander.)

5. Magisches Zahnenquadrat.

	44	
43		

In die 7 leeren Felder des Quadrats sind die Zahlen 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42 so einzutragen, daß die Summe der 3 Zahlen in jeder senkrechten und in jeder wagerechten Reihe, wie auch in jeder der beiden diagonalen Reihen, 120 beträgt.

6. Rätsel.

Bierfüßler ist er allbekannt.
Wird Schlaufkopf, Räuber oft genannt.
Laßt nun von seines Namens Zeichen,
Den Laut an letzter Stelle weichen,
Versetzt die andern und ihr seht,
Dass "keiner" deutlich vor euch steht.

7. X-Strahlen-Apparat.

Ein physikalischer Scherz.

Wir versetzen aus einer hohen Zigarrenkiste, die wir mit schwarzem Papier bekleben, einen Apparat (Fig. 1) mit einem Einstchnitt c,

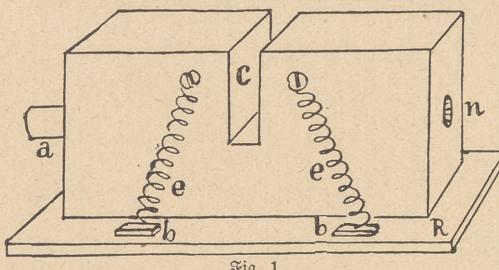


Fig. 1.

möglichst schmal, circa $\frac{1}{4}$ cm, aber bis $\frac{2}{3}$ der Kiste tief. Im Innern der Kiste bringen wir vier Spiegel an, welche so zu einander stehen müssen, daß das Licht durch die nicht zu große Öffnung f 1, in den Pfeilrichtungen durch die

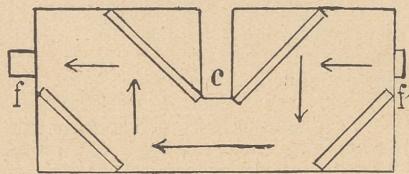


Fig. 2.

Öffnung f geworfen wird. Das Ganze befestigen wir noch auf einem Brett R und bringen an der Seite die Spiralen des Leitungsdrahtes e mit den Schrauben b an (Fig. 1). Nun setzen wir das Objektiv in Form einer kurzen Paprolle an (Fig. 2) und unser X-Strahlen-Apparat ist fertig.

Wenn wir jetzt einen Gegenstand, z. B. ein Messer, ein Stück Papier oder Pappe in den Einstchnitt c halten, so hat es den Anschein, als könnten wir durch die Öffnung n nach a (Fig. 1) durch den Gegenstand hindurchsehen, während in Wirklichkeit das Licht durch die Spiegel reflektiert wird. Von

Röntgen-Strahlen-Apparat ist bei unserem Apparat natürlich nicht die Rede; aber Staunen und Bewunderung wird er gewiß erregen und dieses Staunen wird sich noch steigern, wenn wir jetzt wirklich eine photographische Aufnahme machen.

Nehmen wir z. B. eine Hand. Zu diesem Zweck haben wir uns vorher zwei Schablonen aus dünnem Briefpapier geschnitten (Fig. 3 und Fig. 4).

Beide müssen genau aufeinander passen.

Was in Fig. 3 schwarz markiert ist, schneiden wir mit der Schere aus,

Fig. 3.

Fig. 4.

legen die andere Schablone darüber in einen Kopierrahmen, einen Bogen Kopierpapier, wie es zur Photographie verwandt wird (möglichst lange dem Sonnenlicht ausgesetzt), dann in das Fixierbad und unsere Aufnahme ist fertig. Wir erhalten eine Photographie wie Fig. 3 zeigt. — Wer könnte da an einer guten Funktion des X-Strahlen-Apparates zweifeln?

s. v.

Auflösungen

der Rätsel u. Aufgaben des Kinder-Daheim in Nr. 24.

2. Bilderrätsel.

Ersetzt man jedes in der Eischale befindliche Zeichen durch einen mit dem gleichen Zeichen markierten großen Buchstaben außerhalb des Eies und die Punkte durch passende Vokale (— = Umlaut) so erhält man:

"Fröhliche Ostern."

3. Rechenaufgabe.

Winter.

4. Zweisilbige Scharade.

Schneeball.

5. Magisches Kreuz.

T	G	A	S
T	o	r	g
G	r	i	l
A	g	l	a
S	a	l	i
u	e	a	e

6. Rätsel.

Kiel — Kiesel.

7. Zweisilbige Scharade.

Wermut.

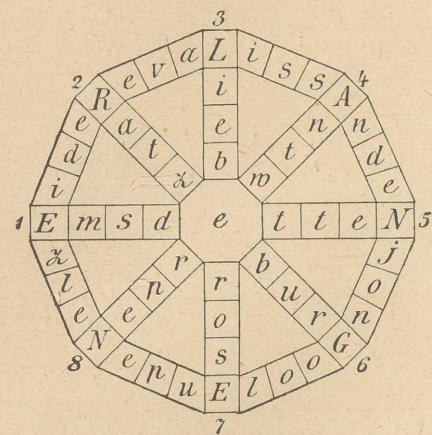
8. Umstellrätsel.

Sparta — Tarasp.

9. Dreisilbige Scharade.

Jugendfreund.

10. Geographisches Füllrätsel.



11. Scherzrebus.

Burg unter Wein.
„Burgunderwein!“

12. Rätsel.

Ruben — Buren.

13. Buchstabenrätsel.

„Ferien.“